// Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Achter Jahrgang

Nr. 11 Leipzig, den 15. März 1894

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1394 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Gründonnerstags-Mysterium — Stellvertretendes Leiden — Aus dem Leben der ältesten christlichen Gemeinden: 1. Von Karfreitag bis Ostern — Der Kirchenkongreß zu Birmingham: 2. High-Church und Low-Church — Madagaskar. Wider das Deutsche Wochenblatt — Zur Judenfrage: 3. Wirkung des Talmuds; 4. Die Heilung — Hannele. Zweite Hälfte — Verschiedenes: Ueber den Notstand in der Berliner Kinderwelt; Der Trierer Streit; Zu dem ersten Artikel zur Judenfrage — Quittung — Anzeigen

Gründonnerstags-Mysterium

Die Flur im Keim, — der Acker saatengrün,
Im Schwarme goldner Knospen blitzt der Wald —
Wie Glockensummen tönt es in den Lüften, —
O Frühlingslaut des ersten Lebens, — bald
Beginnt ein wonnig österliches Blühn
Auch über tiefen, längstgeschlossnen Grüften,
Wenn Osterblumenpracht aus Grabesklüften
Empor sich ringt mit blühender Gewalt,
Das Auge ruhen darf auf sonngen Triften.

Im Dom des Waldes — welche Lichtgestalt?!
Nicht ists der Lenz, auch nicht des Holden Bote —
Es ist des Lenzes Herr — — ins weite Land
Schaut sinnend Er hinaus im Abendrote —
Im Purpurglanze leuchtet sein Gewand. — —

Des Weinstocks Auge taut im warmen Schein
Des Abends, mild berührt von höhrer Hand, —
Des Ackers junge Saat senkt tief den Halm
Vor Ihm, des Gegenwart im Wein und Brote
Wir heute feiern, — — über Rauch und Qualm
Der Städte steigt, ein Frühlingsosterpsalm,
Schon ahnend auf zu Seines Namens Ehre
Der Lerche Abendlied zum Himmel ein —
Und feiernd neigen sich der Engel Chöre.

Er aber senkt die Hand und segnet alle Thränen,
Die heut die Sünde weint im Kämmerlein. —
Des Weinstocks Ahnen und des Ackers Sehnen
Sind ihm nur Gleichnis höhern Lebens, Sein
Ist auch des Herzens erstes Frühlingsweben
In österlicher Zeit, wenn Halm und Reben
Von ihm gesegnet geben — Brot und Wein.

Karl Hunnius

Stellvertretendes Leiden

Gott hat den, der von keiner Sünde wußte, für uns zur Sünde gemacht, auf daß wir würden in ihm die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt. 2. Kor. 5, 21.

Man kann den Kreuzestod Christi auf mancherlei Weise preisen und zu Herzen nehmen, immer wieder bricht durch die denkende und dankende Betrachtung siegreich hindurch die Erkenntnis seines stellvertretenden Leidens. Wer sich freilich dabei nur gewisser dogmatischer Theorien erinnert, die von alten Kirchenlehrern ausgesponnen worden sind, oft mehr Scharfsinn als Glauben atmend, der mag dieser Anschauung abhold sein, aber die Gemeinde wird, solange es Christen auf Erden giebt, unter dem Kreuze immer wieder ihre ganze Seele hineinlegen in das Bekenntnis: Fürwahr er trug unsre Krankheit und lud auf sich unsre Schmerzen. Er ist um unsrer Missethat willen verwundet und um unsrer Sünde willen zerschlagen. Die Strafe liegt auf ihm, auf daß wir Frieden hätten, und durch seine Wunden sind wir geheilet.

Nun, was du, Herr, erduldet,
Ist alles meine Last,
Ich hab es selbst verschuldet,
Was du getragen hast!

Es wäre auch seltsam, wenn in diesem Drama der Passion Christi Gott mit seiner Liebeserweisung zurückgeblieben wäre hinter dem, was menschliche Liebe vermag. Gott ist seinem Wesen nach Liebe, er erbarmt sich unser aus Liebe, und wir sind erlöst, sobald wir diese Liebe Gottes zu uns begriffen haben: nun sollte eben im Kreuzestode Jesu das fehlen, was aller Liebe höchstes Werk ist, das stellvertretende Leiden?

Denn daß alle Liebe einen wunderbaren Austausch des Mein und Dein in sich schließt, bedarf nicht vielen Beweisens. Auch die einseitige, unerwiderte Liebe; ja vielleicht ist es an ihr am augenfälligsten, und jedenfalls ist die Liebe Gottes zu den Sündern zunächst eine solche einseitige und zuvorkommende Liebe. Ich liebe einen Menschen, und damit ist all sein Interesse, sein Wohlergehn das meine, sein Leid, seine Sorge, seine Gefährdung die meine. Vielleicht sehe ich Stürme, die ihm drohen, deutlicher als er und zittere für den Sorglosen. Je ernster und frömmer ich bin, desto mehr fallen die Versuchungen, in die er gerät, seine Schwächen und Verschuldungen mir aufs Herz. Ich kämpfe für ihn, um zu behüten, zu retten, wo er sich vielleicht des Abgrunds, an dem er steht, gar nicht bewußt ist. Was ist denn Mutterliebe, Vaterliebe anders als stellvertretendes Sorgen, Kämpfen, Leiden für die Kinder! Und die ewige Liebe sollte minder lieben?

Gott hat den, der von keiner Sünde wußte, für uns zur Sünde gemacht. Wirklich, er wußte von keiner Sünde. Ja, er kannte sie, er ist versucht worden, rechtschaffen versucht worden gleichwie wir. Er hat ein Wachstum, eine Entwicklung durchgemacht wie jeder, der mitten im Leben drin lernt das Gute thun, oder wie die Schrift sagt, Gehorsam gegen den Vater lernt. Aber jede Stunde der Entscheidung war bei ihm ein Sieg, mochte die Sünde in der Einsamkeit der Wüste oder durch den Mund wohlmeinender Jünger oder unter dem Jubel der Volksmenge oder angesichts des Verbrechertodes ihre Macht an seinem Herzen erproben. Er wußte von keiner Sünde, wie wir Menschen davon wissen, nämlich — durch Schuld.

Diesen, den Gott lieb hatte, hat er für uns zur Sünde gemacht. Uns zuliebe, damit wir merkten, wie lieb Gott uns hat. Er schont seines eignen Sohnes nicht, sondern macht ihn des ganzen Sündenloses teilhaftig, unter dem wir seufzen. Der ganzen Menschheit Jammer ruht auf seiner Seele. Mehr als irgend einer der Schuldigen empfindet der Unschuldige das Sündenverhängnis: die ganze unüberbrückbare Weite der Kluft zwischen dem heiligen Gott und diesen stolzen, schwachen, verblendeten, leichtfertigen Menschenkindern. Und doch verzweifelt er nicht, auch unter der Angst Gethsemanes und der Gottver-

lassenheit Golgathas, daß sein Vater, bei dem kein Ding unmöglich ist, und der allein weise ist, diese Kluft überbrücken will. Und er ergreift mit starkem Mut dies als des Vaters Willen, daß er, der Reine, indem er in freier Liebe auf sich nimmt, was wir Unreinen ihm bereiten und wir Unreinen vielmehr verdienten, für uns und an unsrer Statt leiden soll. So leidet, so stirbt er. So führt er zum Vater die Seinen, d. h. die, die an ihn glauben, an ihn und seine Erscheinung sich anklammern. Die das nicht thun, für die ist auch sein Kreuzestod vergebens. Aber die er im tiefsten Innern getroffen und sich zu eigen gemacht hat, die erfahren den Segen seines Opfers: für uns gegeben und vergossen zur Vergebung der Sünden.

Gott hat den, der selber kein Sünder war, unsers Sündenloses teilhaftig gemacht, auf daß wir würden in ihm die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt. Nichts stählt mehr im sittlichen Kampfe, als wenn wir sehen, daß ein andrer die Folgen unsrer Versündigung, die eigentlich wir tragen müßten, mit uns, für uns trägt. Eltern haben zwei Kinder, ein artiges und ein unartiges. Dem unartigen wird um eines Vergehens willen die Freude entzogen, die für den freien Nachmittag beiden Geschwistern in Aussicht gestellt war. Da sagt das brave Kind: Nun will ich die Freude auch nicht haben; bleibt bei dem kleinen Sträfling daheim und teilt freiwillig sein Los. Die Eltern sehen es gerne. Liebe umgiebt und trägt das schuldige, gefährdete Kind, freiwillig mit leidende Liebe. Das macht Eindruck, das bessert, viel mehr als die Strafe, die wohlverdiente. Eine Kindergeschichte, die uns einen Fingerzeig giebt, wie Christi Sünderleiden für uns aus uns Ungerechten Gerechte macht.

Und der Anfang unsrer Gerechtigkeit, die entscheidende Wendung, die Bedingung, ohne deren Erfüllung Christi Opfer umsonst ist, bleibt freilich die, daß wir uns im Glauben ihm zu eigen geben. Daß uns mit ihm ein Band innerer Gemeinschaft umschließt, daß wir für die Liebe, die er uns schenkt, Gegenliebe haben, daß so in uns ein neuer Sinn aufgewacht ist, der aus dieser gottverlassenen Welt nicht in uns hineingekommen ist, ein Sinn, der der „neuen Kreatur“ angehört, das macht uns in den Augen des heiligen Gottes, der uns so, wie wir zuvor waren, doch nicht brauchen konnte, wohlgefällig: es erhebt uns zu der Gerechtigkeit, die vor Ihm gilt.

Liebe — stellvertretendes Leiden; Liebe Gottes zu uns Sündern — stellvertretendes Leiden Christi: die beiden werden immer bei einander bleiben. Siehe das ist Gottes Lamm, das der Welt Sünde trägt! R

Aus dem Leben der ältesten christlichen Gemeinden

Einige Bilder aus dem Leben der ältesten christlichen Gemeinde wollen wir an uns vorüberziehen lassen. Wir haben oft die Darstellungen der Apostelgeschichte und die Briefe des Neuen Testaments gelesen und uns erbaut an der Kraft und Innigkeit dieser Frömmigkeit, die eine Welt erobert und innerlich umgestaltet hat. Aber gerade weil wir diese Dinge so genau kennen, hat vielleicht unsre Frische und Eindrucksfähigkeit gelitten. Die Thatsachen und Erscheinungen, um die es sich hier handelt, sind uns etwas Gewohntes geworden, wir empfinden kaum noch das Seltene, Außergewöhnliche und Großartige, das allen Zeugnissen aus dieser Zeit innewohnt. Das ist entschieden ein Mangel und ich glaube, mancher meiner Leser wird mich verstehen, wenn ich sage: es wäre schön, wenn es für uns möglich wäre, diese Dinge wieder einmal zum erstenmal kennen zu lernen und auf uns wirken zu lassen. Nun ist es das Ziel des Geschichtsforschers, der in diesem Gebiet arbeitet, womöglich die Personen und Ereignisse so lebensvoll zu erkennen und darzustellen, daß sie auf uns wirken mit dem vollen Reiz der ersten Frische. Zu diesem Zweck ist eine langwierige und mühsame Arbeit zu thun. Es gilt, die alten Texte zunächst aus der starken Verwirrung, in die sie im Laufe der Jahrhunderte geraten sind, möglichst wieder herzustellen und sie genau im einzelnen zu verstehen, es gilt, sich lebendig hineinzuversetzen in das, was der Schriftsteller gemeint hat und zu versuchen, mit seinen Augen zu sehen, mit seinen Empfindungen

mitzufühlen. Es gilt schließlich auch, den Abstand der Zeiten zwischen uns und jener begnadeten Epoche, ihren so ganz andersartigen Hintergrund, die Lokalfarbe, sich klar zu machen. Dann erst, nachdem diese mühsame Forschung erledigt ist, werden die Gestalten aus dem Nebel der Vergangenheit hervortreten und uns lebendig werden. Wer nicht selbst solche Studien gemacht hat, wird in den meisten Fällen nicht ahnen, was für Arbeit erst vorangehen mußte. Die Ergebnisse werden ihm selbstverständlich erscheinen. Darum muß der Geschichtsschreiber sich meist mit dem Lohne genügen lassen, daß das so hergestellte Bild wieder leuchtet und gerne von verständnisvollen Beschauern angesehen wird.

Aber wird man es gerne betrachten wollen? Das Bild, das wir hier zu zeichnen versuchen, entbehrt einer Reihe von Eigenschaften, nach denen unsre Zeit hungert. Es fehlt an einer großen Weltbühne und an dramatischen Effekten. Es handelt sich hier auf den ersten Blick sozusagen um geschichtliches Stillleben. Aber wer die Fähigkeit liebevoller Versenkung besitzt, der wird finden, das auch dies stille, abgeschiedne Leben seine Reize, seine Kämpfe und Schicksale hat, nicht so gewaltig erregend, wie etwa die Freiheitskriege oder das Leben Luthers, aber doch für den, der selber stille zu werden und der Geschichte zu lauschen versteht, erhebend und ergreifend.

Unsre Zeit hat zwei Maler hervorgebracht, sehr von einander verschieden und doch verwandt, Eduard von Gebhardt und Fritz von Uhde. Sie beide haben einen neuen Weg betreten, uns die biblische Geschichte lebendig zu machen. Sie verzichten auf die glänzenden farbenreichen Gestalten eines Rafael und führen uns statt dessen in eine sehr viel engere, bedrücktere, ärmlichere Umgebung. Diese „Armeleutemalerei,“ wie sie genannt wird, — mag man sonst über sie denken, wie man will, hat doch in einem das Richtige getroffen: die Gesamtstimmung der Zeit,*) damit freilich nach meiner Meinung wenigstens die Hauptsache. Wir müssen uns erst an diese Art der Darstellung gewöhnen, es erfordert einen einigermaßen freien und verständnisvollen Blick, in dieser Einfachheit den Pulsschlag einer gewaltigen Zeit zu spüren. Aber wer hier sehen gelernt hat, der wird diesen Künstlern danken für den Blick in eine Wirklichkeit, die sie uns erschlossen haben.

Wir möchten gerne uns vor Augen führen, wie das Leben der Urgemeinde wirklich war und dazu bedarf es einer gewissen Abstraktion von hergebrachten Vorstellungen und farbig bewegten Bildern, die uns erfüllen. Vor allem gilt es, uns anwehen zu lassen von der durchaus eigenartigen Stimmung dieser nie wiederkehrenden Epoche.

Nie wiederkehren wird die Zeit, wie oft man auch versucht hat, sie aus dem Grabe zu erwecken. Alle Versuche, sie zu beleben, sind verunglückt. Die Franziskaner, welche Ernst damit machen wollten, sind doch der Verweltlichung wieder anheimgefallen, und andre Strömungen sind ins Fahrwasser der Sekten geraten, wodurch sie sich des Einflusses beraubt haben. Wer geschichtlich zu denken imstande ist, wird sich darüber nicht wundern. Denn alle wirklich großen geschichtlichen Erscheinungen sind unnachahmlich. In dieser Beziehung ist der etwas triviale Spruch des Ben Akiba, daß alles schon dagewesen sei, gerade umzukehren: in Wahrheit wiederholt sich nichts in der Geschichte, es giebt nur Neues unter der Sonne.

Wer sich in die Geschichte des Urchristentums versenkt, wird das bald einsehen: der eigentümliche Hintergrund, die eigenartigen Lebensbedingungen der alten Gemeinden sind unwiederholbar; ihr Geist aber kann, wenn auch in der Anpassung an neue Lebensbedingungen, weiter wirken auf Jahrhunderte.

1. Von Karfreitag bis Ostern

Niemand versteht die alte Gemeinde, der nicht ihr Werden begriffen hat. Wie ist es gekommen, daß, nachdem Jesus die Seinen verlassen hatte, dennoch eine Gemeinde fortfuhr, an ihn zu glauben und diesen Glauben einer Welt gegenüber behauptet

---

*) Daß sie ein modernes „Kostüm“ wählen, ist eine Sache für sich, nach meiner Meinung ein nicht unbedingt zu billigendes Verfahren, wenn es auch große Vorteile bieten mag.

hat? Selbstverständlich war das nicht. In der Nacht von Gethsemane, als die Häscher ihn ergriffen, da verließen ihn alle seine Jünger und flohen. Und in derselben Nacht, da ihn ein Ungetreuer verraten hatte, verleugnete ihn der Getreuesten einer — ein Zeichen, wie locker und unbefestigt noch das Band der Gemeinschaft mit den Seinen war. Unter das Kreuz sind ihm nur wenige gefolgt, außer einigen Frauen wird nur der Lieblingsjünger genannt. Die andern aber haben sich ängstlich, verschüchtert verborgen gehalten. Sind das die Helden, die einst eine Welt erobern sollten, wo ist der Fels, auf den die Gemeinde Jesu gebaut werden soll? Wir können uns die Mutlosigkeit und Verzweiflung der Jünger in diesen Tagen gar nicht groß genug denken. Aber wir werden sie nicht hart beurteilen dürfen, wenn wir versuchen, ihre Stimmung zu verstehen. Für uns, die wir den Sieg der Sache Jesu bereits vor uns sehen, ist es nicht schwer, den Anstoß zu überwinden, der für sie in der Thatsache des Todes Jesu lag. Vor ihnen aber lag eine dunkle Zukunft.

Und noch eins: ihre ganze Weltanschauung, die sie aus ihrer jüdischen Vergangenheit herübergenommen haben, machte es ihnen sehr schwer, über dies Ereignis wegzukommen. Es ist ja einer der grundlegenden und unumstößlichen Sätze des jüdischen Glaubens, daß das Geschick eines Menschen genau seiner sittlichen und religiösen Beschaffenheit entspricht. Glück läßt immer auf Gerechtigkeit schließen, und wen das Mißgeschick verfolgt, der muß ein Gottverlassener, also ein Sünder sein. Durch die Vorhaltung dieses Gesetzes peinigen die Freunde Hiobs den Dulder, der sich innerlich zerreibt zwischen den beiden Gedanken: Gott schickt das Leid, und doch bin ich mir nicht bewußt, ihn verleugnet zu haben. An dieser Weltanschauung hängen auch die Jünger, sie ist es darum, die ihnen beim Tode Jesu die furchtbarsten Zweifel, ja die Verzweiflung nahelegt. Jesus hat ihnen bei verschiednen Anlässen die Verkehrtheit dieses Standpunktes deutlich gemacht. Bei Gelegenheit jener beiden entsetzlichen Unglücksfälle, als Pilatus einige Galiläer beim Opfern niedermetzeln ließ, und als der Turm von Siloah umfiel und achtzehn Bewohner von Jerusalem erschlug, fragt Jesus: Meint ihr, daß sie größere Sünder gewesen seien, als alle andern Galiläer und Jerusalemiten? Nein, sage ich euch, sondern wenn ihr nicht Buße thut, werdet ihr alle ebenso umkommen (Luk. 13, 1 ff.). Hier tadelt er den Schluß von großem Unglück auf große Sünde. Am deutlichsten sagt er es beim Blindgeborenen (Joh. 9, 1 ff.): Weder hat er gesündigt, noch seine Eltern, sondern es sollten die Werke Gottes an ihm offenbar werden. Das ist nicht weniger als eine neue Weltanschauung, der des Judentums gerade entgegengesetzt. Das Siegel auf sie erkennen wir heute im Tode Jesu selber, dem ersten und leuchtendsten Beispiele dafür, daß Niederlage und Tod nicht nur kein Gegenbeweis für die Sache des Märthyrers zu sein brauchen, sondern viel eher umgekehrt, ein Zeichen für die Güte dieser Sache. Jesus hat uns gerade durch sein unschuldiges Leiden befreit von der engen jüdischen Vergeltungslehre, aber seinen Jüngern ist dies erst später klar geworden.

Damals, als der Herr von ihnen gegangen war, standen sie noch unter dem lähmenden Druck des alten Glaubens. Ihnen mußte der bange Zweifel aufsteigen, ob denn nicht dies Ende Jesu ein Gottesurteil gegen ihn sei. Konnte er denn der Messias sein, da er doch den schimpflichen Tod des Sklaven und Verbrechers erlitten? Noch zitterte ja der erschütternde Angstruf Jesu am Kreuze in ihrer Seele nach, jene klagende Frage, ob denn Gott ihn verlassen habe. So stand es um ihre Stimmung. Es ist, als hätten sie es vergessen, daß er selber seinen Tod mit Bestimmtheit vorausgesagt und daß er mit voller Zuversicht ihm ins Angesicht geschaut hat. Ein Funke von Hoffnung mochte noch in ihrer Seele glimmen, wenn sie sich erinnerten, daß der Herr bestimmt ausgesprochen hatte, er werde wiederkommen und sein hier so jäh abgebrochnes Werk in neuer Kraft zu Ende führen. Aber wenn dieser Funke nicht erstickt, sondern zur Flamme werden sollte, dann bedurfte es doch einer ganz neuen Erweckung ihres Glaubens. Es mußte ihnen der Beweis geliefert werden, daß Jesus trotz seines Todes lebe und daß dennoch das Reich Gottes, das er verheißen, kommen werde. Wenn wir von heute aus auf jene Zeit zurückschauen und bedenken, wie alles gekommen ist, so müssen wir sagen: so wie die Jünger waren, mit ihrer von Jesus so oft getadelten Befangenheit in jüdischen Anschauungen, mit ihrer Niedergeschlagenheit und Verzagtheit, war es unmöglich, daß die Welt durch und für das Evangelium gewonnen wurde. Wenn ihnen Gott nicht mit einem besondern Ereignis zu Hilfe kam, so war es mit dem Werke Jesu zu Ende. J W-G

Der Kirchenkongreß zu Birmingham

vom 1. bis 6. Oktober 1893

2. High-Church und Low-Church

Dichte Scharen füllten die „Stadthalle“ am Vormittag des 4. Oktober; auf der Tagesordnung stand: „Kirchliche Reformen; Gottesdienste; Stellung des heiligen Abendmahls im öffentlichen Kultus; Symbolismus: Gebrauch und Mißbrauch desselben.“

Der erste Redner war Lord Halifax, derzeit der Laienführer der Ritualisten, Vorstand der English Church Union, die 34761 Männer, darunter 4200 Geistliche und 29 Bischöfe in ihren Reihen zählend, den Sammelpunkt derer bildet, die das Heil Englands in der Wiedererweckung des Mittelalters, im Zurückdrängen der Reformation und ihrer Wirkungen sehen. Lord Halifax hat jüngst ein Buch herausgegeben unter dem Titel: „Der Tag des Herrn und das heilige Abendmahl.“ Darin rügt er mit großer Ungenirtheit die vermeintlichen Irrtümer, die durch die Reformatoren in das „Prayerbook“ gekommen seien, gerade in Beziehung auf das heilige Abendmahl; er beantragt hier Weglassungen, dort Zusätze, die das Prayerbook in Einklang mit der mittelalterlichen Sarumliturgie bringen sollen; hält Fasten vor dem Empfang des heiligen Abendmahls für notwendig, verteidigt und empfiehlt nichtkommunizirendes Anwohnen bei der Feier des Sakraments, das er übrigens mit Vorliebe „Eucharistie“ nennt, besteht auf Wiedereinführung des Wortes „Messe,“ verlangt, daß jeden Sonn- und Heiligentag in jeder Pfarrkirche oder Kapelle das heilige Abendmahl mindestens einmal gefeiert werde, wenn möglich zweimal; in jeder Kathedral- oder Kollegiatkirche sollte das heilige Abendmahl täglich gefeiert werden; wenn irgend thunlich, müßte in der Frühe noch eine besondre Feier stattfinden, der Arme und Geschäftsleute anwohnen können, bevor sie an die Arbeit gehen. Das waren denn die Gesichtspunkte, die Lord Halifax auch auf dem Kongreß mit Eifer vertrat. Die Religion sei nicht nur eine Reihe von Sätzen aus Glaubens- und Sittenlehre, ebenso wenig nur ein Mittel für Gefühlserregungen; sie habe es vor allem mit einer Person zu thun und habe die Macht, den Menschen in Berührung mit jener Person zu bringen; die Macht über des Herrn Leib sei der auszeichnende Ruhm und Besitz der katholischen Kirche. Wer nicht gewöhnt sei, Morgen um Morgen der heiligen Kommunion anzuwohnen, habe keine Vorstellung davon, was für eine Hilfe und Förderung das für den innern Menschen sei und wie schmerzlich man den Mangel empfinde; nichts treibe so zum häufigen Genuß der heiligen Kommunion; nichts fülle so am Sonntag die Kirche mit Betern.

> In diesem Zusammenhang, rief Lord Halifax aus, lassen Sie mich sagen, wenn ich es auch mit Beschämung sage, daß unter all den traurigen und entmutigenden Dingen, die man sehen kann, das traurigste und trostloseste der Anblick einer englischen Kathedrale ist. Man vergleiche die Westminsterabtei mit der Kölner Kathedrale oder irgend einer französischen, und man möchte fast wünschen, jene nie mehr zu betreten, bis eine radikale Wandlung in all ihren Einrichtungen vollzogen ist.

Natürlich müßten auch die Aeußerlichkeiten des priesterlichen Ornats und des Rituals mit der übrigen Kirche des Westens d. h. eben mit der römischen in Einklang gebracht werden, damit man nicht mehr mit Lord Beaconsfield die Kommunion der englischen Kirche als eine „Messe in Maskerade“ verhöhnen könne. In Anbetracht alles dessen, was während der letzten fünfzig Jahre erreicht worden, sei nichts unmöglich.

> Lassen Sie uns nicht verzweifeln sogar an einer solchen Wandlung, wie das eine wäre! — Wir können es uns kaum groß genug

denken, was die Kirche Englands erreichen könnte, wenn sie nur ihren eignen Prinzipien getreu sein und diese in Wirklichkeit umsetzen wollte. Große, gefahrvolle Zeiten sind zur Hand für den Staat noch mehr als für die Kirche; wie können sie überwunden werden außer in der Stärke jenes übernatürlichen Reichs, das zum Licht und Heil der Menschheit gesetzt ist? Die Stärke jenes Reichs ist die Gegenwart Gottes in ihm. Das Pfand seiner Gegenwart ist das sakramentale System, durch das die Fleischwerdung mit all ihren Segnungen uns zugeeignet wird. Der Mittelpunkt im Kultus der Kirche ist die Eucharistie . . .

Durch die Glocke des Präsidenten an den Schluß gemahnt, brach Lord Halifax mitten im Satze ab. Lang anhaltender Beifall von Seiten zahlreich anwesender Freunde lohnte den Redner, während heftiges „Nein! Nein!" und Zischen der Gegner den Vortrag öfter als einmal unterbrochen hatten.

Im denkbar schärfsten Gegensatz sprach der zweite Redner, Sir C. Robert Lighton. Ausgehend von dem naturgemäßen Bedürfnis äußerer sinnbildlicher Formen für den öffentlichen Gottesdienst, legte er dar, wie der natürliche Mensch stets dazu neige, eben in diesen sinnlichen Formen und in den überlieferten Bräuchen den geistigen Glaubensgehalt untergehen zu lassen. Der natürliche Mensch lechzt nach den ihm herrlich scheinenden Riten einer vergangnen Zeit; er hat es dahin gebracht, daß seine Religion in prachtvollen Gewändern und Zieraten besteht, in allerlei Körperstellungen und Besprengungen mit angeblich heiligem Wasser, in den weichen Tönen einer kunstvollen Musik, durch die die Phantasie erregt und der täuschende Schein frommen Gefühls hervorgerufen wird. Schritt für Schritt hat er es dahin gebracht, daß Gott fälschlich angebetet wird. Wo immer das Dogma von der Wandlung aufgestellt oder die Realpräsenz gelehrt wird, da haben sich Altäre erhoben, die Messen vervielfacht, und der Götzendienst wird laut verkündet; sie bekennen, ihr Gott sei in dem gewandelten Brot oder in der geheimnisvollen Realpräsenz in den Elementen. Ihnen scheint das Opfer Christi ungenügend: deshalb wiederholen sie es, und in der Wiederholung wird es den Sinnen dramatisch vorgeführt. Der Zweck, für den unser hochgelobter Herr starb, wurde nicht erfüllt. Seine Worte „Es ist vollbracht" waren nicht wahr; noch muß ein Opfer sein, muß eine Sühnung vollzogen werden; Menschen müssen thun, was Christus nicht konnte; unter Weihrauchwolken und tönender Musik wird Christus, der Herr der Herrlichkeit, immer wieder Gott zum Opfer gebracht durch Menschen. Ist das nicht falscher Symbolismus, falsche Anbetung, Götzendienst? — Mit Grauen denkt Sir Lighton an die Möglichkeit, daß die Frühmessen eines kontinentalen Sonntags, rasch abgemacht, damit das Volk einen ununterbrochnen Tag weltlicher Lustbarkeit vor sich habe, in England heimisch werden könnten:

Möge Gott uns bewahren vor der Idee eines religiösen Lebens, wie es auf dem Kontinent getrieben wird! — Götzendienst, rund und plump, wird entschuldigt, ja befürwortet von denen, die es als ihr Ziel bezeichnen, eine sichtbare Gemeinschaft herzustellen zwischen der Kirche von England und jener Kirche, die nach unsern Bekenntnisschriften nicht nur in Zeremonien, sondern im Glauben geirrt hat.

Der Standpunkt des Kalvinisten und Puritaners von altem Schrot und Korn konnte kaum einen ungeschminktern Ausdruck finden, als es in den Worten Sir Lightons geschah. Man hat gesagt, noch vor ein paar Jahrzehnten wären jene Vorträge wie die von Halifax und Lighton in ein und derselben Versammlung nicht möglich gewesen; die Versammlung wäre gesprengt worden. Bei den schärfsten Sätzen Sir Lightons erreichte ja auch der Tumult eine Höhe, daß der Redner nicht mehr verstanden wurde; aber der Präsident vermochte doch immer wieder die Ordnung herzustellen. Ja das Interesse wuchs so sehr, daß ein „overflow Meeting", eine zweite Versammlung mit denselben Vorträgen und Rednern angeordnet werden mußte. Die Macht der Zeit hat wohl die scharf einander gegenüber stehenden Parteien allmählich an die Thatsache ihres beiderseitigen Daseins gewöhnt; die Nöte und Aufgaben ringsum zwingen immer wieder zum gegenseitigen Tragen; aber der Gegensatz ist da und birgt große Gefahren in sich, die Archdeakon Sinclair schon tags zuvor in einer andern Versammlung dahin zusammengefaßt hatte: „Wir stehen mitten in einer Gegenreformation." Hinter Lord Halifax steht eine starke, enggeschlossene, siegesgewisse Phalanx, die sich sehnt, das wieder herzustellen, was die Reformation ausgeschieden hat. Die Kleriker, die den Kern dieser Truppe bilden, vergleichen selbst ihre heutige Stellung mit jener eines römischen Priesters zur Zeit Eduards VI. und der Elisabeth, der den Aenderungen der Reformation nur mit erzwungnem Gehorsam sich fügte. Die Laienwelt will ja im großen Ganzen nichts von diesen romanisirenden Exzessen; die Leute bleiben lieber von der Kirche weg; aber wie verhängnisvoll ist allein schon diese Wirkung! Die ausgesprochen, bewußt Evangelischen wenden ihre Teilnahme lieber solchen Werken zu, die keinen bestimmt kirchlichen Charakter tragen; sie hegen das Mißtrauen, daß die Hilfe, die sie der Kirche leihen, doch nur zur Wiederbelebung mittelalterlichen Unwesens ausgebeutet werde. In den Augen der großen Masse aber weiß die ritualistische Verleumdung, Hand in Hand mit der religiösen Indifferenz, die in der Luft liegt, den Namen der Reformation so zu diskreditiren, daß man, wie der Erzbischof von Canterbury jüngst klagte, kaum eine Zeitung lesen kann, ohne darin etwas gegen die Reformation zu finden. Der Primas von England ist persönlich einer gemäßigt hochkirchlichen Richtung zugewandt; er ist durchdrungen von dem Bewußtsein um die historische Kontinuität, die den besondern Ruhm der englischen Kirche ausmacht; aber er empfindet die Gefahr des Augenblicks. In seinem Hirtenbriefe, den er bald nach dem Kongreß ergehen ließ, erhebt er die Frage: „Ist das die Zeit, um mit römischem Prunk zu tändeln, wenn Rom die Autorität der englischen Kirche eben jetzt mit unerhörter Keckheit leugnet? Ist das die Zeit, um den mannhaften Sinn, die unübertreffliche Erkenntnis, die scharfe geschichtliche Einsicht unsrer Reformatoren niederzutreten?" Die gewichtigen Worte aus dem Munde des milden feinsinnigen Mannes fielen wie eine Bombe in das Lager der Freunde Roms, und erregten dort Entrüstung; sie werden wohl unbeirrt weiter wühlen. Sicherlich auch im Klerus sind es Tausende, die mit Sinclair die Grundsätze und Wahrheiten der Reformation, wie sie im Prayerbook und den neununddreißig Artikeln niedergelegt sind, als das teuerste Erbe der Vergangenheit nächst der heiligen Schrift selbst ansehen und bereit sind, alles dafür einzusetzen; aber sie haben einen schweren Stand. Die evangelische Christenheit hat allen Grund, diesen Kampf, der innerhalb der großen altprotestantischen Nation durchgekämpft wird, mit der lebhaftesten Teilnahme zu begleiten. C S

Madagaskar

Wider das Deutsche Wochenblatt

Vorbemerkung des Verfassers. Oberstleutnant Rogalla v. Bieberstein in Breslau hat in Nr. 7 des Deutschen Wochenblatts einen Artikel über „den französischen Konflikt mit Madagaskar" veröffentlicht, der die Sachlage so einseitig und, wo er auf die Mission zu reden kommt, so falsch darstellt, daß ich mich veranlaßt fühlte, nachstehenden Gegenartikel zu schreiben und an die Redaktion des Deutschen Wochenblatts einzusenden. Meine höfliche Bitte um Aufnahme wurde mir wider Erwarten abgeschlagen, obgleich, wie ja die Leser selbst urteilen, die Haltung meiner Berichtigung durchaus sachlich und in der Polemik maßvoll ist. Sowohl um diese Handlungsweise einer Redaktion, die der Gerechtigkeit den Dienst versagt, wie um den Inhalt meiner Arbeit in möglichst weiten Kreisen bekannt zu machen, habe ich um Veröffentlichung des Aufsatzes in der Christlichen Welt gebeten. Da er eine in sich zusammenhängende positive Darstellung giebt, so ist er auch ohne Kenntnis des v. Biebersteinschen Artikels vollkommen verständlich. Die Hauptstellen, um deren Zurechtstellung es mir zu thun war, sind im Texte angeführt.

Im Jahre 1885 erschien zu Paris (P. Monnerat) ein Aufsehen erregendes Buch von R. Saillens (bevorwortet von Fr. Passy) unter dem Titel: Nos droits sur Madagascar et nos griefs contre les Hovas examinés impartialement. In diesem Buche wurde der für jeden unvoreingenommenen Mann überzeugende Beweis geführt, und zwar von einem Franzosen, daß von wirklichen „Rechten" Frankreichs auf Madagaskar keine Rede sein könne, wohl aber die französische Politik gegen die Howas den Charakter der Gewaltthätigkeit trage. Von einer „faktischen Besitzergreifung" Madagaskars seitens Frankreichs im 17. Jahrhundert zu reden, ist eine legendarische Phrase. Noch in dem Vertrage von 1868 hat die französische Regierung die Selbständigkeit Madagaskars ausdrücklich anerkannt. Erst in

den Verhandlungen vor dem durch künstliche Verwicklungen herbeigeführten Kriege 1884/85 bestritten die französischen Unterhändler den Anspruch der Königin auf den Titel „Königin von Madagaskar“ — eine Bestreitung, die der madagassische Unterhändler als mit dem Vertrage von 1868 im Widerspruch stehend wiederholt zurückwies. Nur auf gewisse Landstücke erhob Frankreich Anspruch, aber gegen eine Zahlung von 960 000 Mark gab es im Jahre 1865 diese Ansprüche auf, wie wiederum in den 1884er Verhandlungen festgestellt wurde. Vor dieser Zeit drehte sich der Streit wesentlich um das Recht der Franzosen, Pachtverträge abzuschließen und Eigentum auf Madagaskar zu erwerben, ohne daß die madagassische Regierung Einspruch erheben oder ein Bestätigungsrecht für sich in Anspruch nehmen dürfe. Mit 1884 kam die koloniale Sturm- und Drangperiode, die Frankreich gelegne Veranlassung wurde, seine Hand auf Madagaskar zu legen. Ein andrer Rechtstitel ist nicht da. Die Howas aber wehrten sich, und zwar gar nicht schlecht, sie wehrten sich durch Wort und That, und man kann der Selbstverteidigung dieses tapfern Völkchens die Anerkennung nicht versagen, daß sie nicht nur von hoher patriotischer Begeisterung getragen war, sondern auch mit weit größerer Noblesse geführt wurde als der französische Angriff. Ich bedaure, nicht Raum zu haben, um aus dem mir zur Verfügung stehenden Thatsachenmaterial einzelne Züge mitzuteilen. Ich verweise nur auf die Proklamation der Königin vom 6. Juni 1884 in der Malagacy Gazette, die lebhaft an den Aufruf Friedrich Wilhelms III. vom 3. Februar 1813 erinnert. Es ist schwer begreiflich, daß wir, die wir doch einen Hermann als Befreier feiern, keine Sympathie haben mit einem überseeischen Volke, das auch gegenüber einer Macht wie Frankreich sein Alles an seine Unabhängigkeit setzt. Und das Howavolk und die Howaregierung ist unsrer Sympathie durchaus nicht unwert. Wer die madagassische Geschichte der letzten dreißig Jahre kennt, der muß den großen Kulturfortschritt anerkennen, der unter dem Einfluß des evangelischen Christentums in dieser Zeit gemacht worden ist.

Das Ergebnis des Krieges von 1884/85 war nun keineswegs eine Niederlage der Howas, aber unter dem Drucke der europäischen Mächte mußten sie sich zu einem Vertrage mit Frankreich bequemen, der für dieses in sehr unklaren Ausdrücken eine Art nominellen Protektorats über Madagaskar forderte. Ich habe mir leider die Zeitung nicht aufgehoben, die den Wortlaut des Friedensvertrags enthielt, erinnere mich aber sehr deutlich, daß der Passus betreffend die Vermittlung politischer Verhandlungen mit fremden Mächten durch den französischen Residenten sehr auf Schrauben stand und wesentlich als eine „ornamentale Bestimmung“ aufgefaßt wurde, um dem französischen Gloirebedürfnis zu genügen und die heimatliche Zustimmung zu erleichtern. Nach französischer Art sind dann die verklausulirten Protektoratsbestimmungen in sehr rhetorischer Weise ausgedeutet worden und haben Anlaß zu immer neuen Differenzen gegeben. So viel ich weiß, hat sich die Howaregierung nie der französischen Vermittlung bei Vertragsabschlüssen mit andern Völkern bedient, eine Thatsache, die doch wohl beweisend dafür ist, daß die betreffende Bestimmung ihre Hinterthüren gehabt haben muß. Auch Herr von Bieberstein giebt das zu; wenn er aber konstatirt, daß durch die Umgehung des Exequatur seitens des französischen Residenten „der erste Minister den Schein habe vermeiden wollen, daß Madagaskar seit 1885 thatsächlich unter französischer Hoheit stehe“, so ist doch klar, daß der Friedensvertrag einen Anhalt für dieses Verhalten gegeben haben muß.

Ueber die jüngsten Vorgänge, die eingangs des Artikels des Herrn v. Bieberstein erwähnt werden und die Frankreich jetzt Veranlassung zur Unzufriedenheit geben, bin ich nicht authentisch genug unterrichtet, um mir ein Urteil zu erlauben. Meine jahrzehntelange Beschäftigung mit überseeischen Dingen, speziell auch mit der Geschichte der Verwicklungen zwischen Europäern und Farbigen hat mich aber gelehrt, daß in solchen Fällen fast immer die Schuld größer ist auf Seiten der erstern als der letztern, und daß man nie urteilen darf, ohne dem Audiatur et altera pars genügt zu haben, einem Grundsatz, den leider die

kolonialpolitische Leidenschaft nur zu oft nicht respektirt. Die Unkenntnis des großen Publikums in diesen Dingen erleichtert dann die Irreführung der öffentlichen Meinung.

Nun die Missionsthatsachen. Die evangelische Mission begann ihr Werk auf Madagaskar bereits 1818, d. h. jahrzehntelang ehe die Franzosen kamen; sie treibt es also nicht erst „seit zwanzig Jahren unter den Augen der Franzosen.“ Auch sind es keine „von der englischen Metropole ermutigten und subventionirten Bibelgesellschaften,“ die die evangelische Missionsarbeit thun. Es giebt eine große Britische und ausländische Bibelgesellschaft, die allerdings auch der Mission bedeutende Dienste leistet dadurch, daß sie den Druck der von den evangelischen Missionaren verfertigten Bibelübersetzungen besorgt und auch durch Kolporteure diese Bibelübersetzungen verbreiten hilft. Nach dem letzten Jahresbericht hat diese großartige Gesellschaft seit ihrem neunzigjährigen Bestehen Bibelübersetzungen in dreihundertdreizehn Sprachen gedruckt. Der Ausdruck: „subventionirt von der englischen Metropole“ ist unklar; soll er — wie ich vermute — sagen: von der englischen Regierung, so ist er durchaus falsch, denn diese giebt der Gesellschaft nicht einen Pfennig. Nicht Bibel-, sondern Missionsgesellschaften thun die Missionsarbeit und auch diese werden nicht von der englischen Regierung „subventionirt.“ In den englischen Kolonien erhalten sie von dieser allerdings unter gewissen Bedingungen einen sogenannten Schulgrant; den erhalten aber die nichtenglischen und die katholischen Missionen auch. Die in Madagaskar thätigen englischen Missionen haben von der englischen Regierung niemals eine Unterstützung empfangen.

Es war die Londoner Missionsgesellschaft, die 1818 in Madagaskar eintrat und die bis heute die Hauptarbeit thut. Diese Gesellschaft ist keine „anglikanische“ im kirchlichen Sinne, sondern eine Mission von Dissenters, genau eine independentische, d. h. sie wird von der freien Kirche der englischen Kongregationalisten betrieben. Sie konnte also auch gar nicht „damit beginnen, die Königin und ihre Minister zur anglikanischen Kirche zu bekehren und dieselbe zur Staatsreligion zu machen.“ Allerdings hat viel später auch die anglikanische Kirche, vertreten durch die Ausbreitungsgesellschaft (Society for Propagation of the Gospel) in Madagaskar eine Mission begonnen, aber ihr Anhang unter den Madagassen ist verhältnismäßig gering; die Königin gehört nicht zur „anglikanischen Kirche,“ und diese ist nicht Staatsreligion. Streng genommen gehört der Hof auch nicht zu den Independenten, sondern es giebt seit dem Regierungsantritt Ranawalonas II. eine selbständige Hofkirche, deren Bedienung ganz in den Händen von Eingebornen liegt, und die unabhängig von jeder europäischen Leitung steht, aber freundlich zu den Independenten sich hält. Neben diesen und in Gemeinschaft mit ihnen arbeiten ferner in Madagaskar die Quäker oder Freunde, und ohne Verbindung, aber auch ohne Differenz mit ihnen seit 1867 norwegische Missionare.

Es sind also in Madagaskar fünf evangelische Missionen:

1.	die Londoner M. G.	mit	32	europ. Missionaren	u.	308 575 Christen
2.	„ Quäker	„	9	„ „	„	14 410 „
3.	„ anglik. S. P. G.	„	17	„ „	„	10 000 „
4.	„ norweg. Mission	„	23	„ „	„	30 092 „
5.	„ Hofkirche	„	164	eingeb. Geistlichen	„	60 533 „

Wir haben demnach in Madagaskar ein evangelisches Missionsgebiet, das einen ansehnlichen Erfolg aufweist: 423 610 Christen; d. h. es ist hier eine evangelische Volkskirche wenn nicht bereits vorhanden, so doch in der Entwicklung begriffen. Wenn nun entsprechend dieser großen Zahl evangelischer Christen auch die Schülerzahl in den evangelischen Schulen eine große ist, so ist das nur natürlich. Es haben Schüler:

1.	die Londoner M.-G.	70 024
2.	„ Quäker	11 214
3.	„ S. P. G. etwa	5 000
4.	„ Norweger	34 435
5.	„ Hofkirche	14 095
	Summa	134 768.

Seit einem Jahrzehnt bemüht sich die madagassische Regierung, die allgemeine Schulpflicht einzuführen, aber es ist nicht

so, daß „die englischen Bibelgesellschaften das Monopol in den öffentlichen Schulen verlangten,“ und nicht so, daß die englischen, d. h. doch die evangelischen Schulen „infolge dieses systematischen Vorgehens 100000 junge Madagassen zählen, während die französischen Missionen, (auf die ich gleich kommen werde) infolge mangelnder Unterstützung nur 15000 aufweisen.“ Die Regierung übt keinen Zwang auf die Wahl der Schule, und der geringere Schulbesuch der französischen Schulen liegt lediglich in dem geringern Einfluß der katholischen, d. h. der französischen Mission.*)

Die evangelische Mission hat nun nicht „damit begonnen, die Königin und ihre Minister zur anglikanischen Kirche zu bekehren und dieselbe zur Staatsreligion zu machen“; im Gegenteil: sie hat einen blutigen Passionsweg gehen müssen. Herr v. B. bemerkt ganz richtig, daß Ranawalona I. ein „mit Blut beflecktes“ Schreckensregiment geführt hat, das etwa dreißig Jahre dauerte. Beiläufig bemerkt, ist es eine französische Legende, daß der junge Radama II. ein tüchtiger und milder Regent gewesen; er war ein lüderlicher Schwächling. Gerade in der langen Verfolgungszeit, in der auch alle evangelischen Missionare aus dem Lande vertrieben worden waren, hatte sich die Zahl der evangelischen Christen sehr vermehrt. Die Bibel (nicht die Bibelgesellschaften) war der Missionar gewesen. Erst nach dem Tode der blutigen Ranawalona (1861) wurde Religionsfreiheit verkündet und 1869 die Königin Ranawalona II. durch einen eingebornen evangelischen Geistlichen getauft. Seitdem erst fanden Massentaufen statt, die auch viel Spreu der evangelischen Kirche zuführten; doch sind alle evangelische Missionen ernstlich beflissen, durch soliden Unterricht und Kirchenzuchtübung erzieherisch und reinigend auf die Massen zu wirken.

Wir kommen nun zur katholischen, d. h. französischen Mission. Erst seit Anfang der sechziger Jahre, also vierzig Jahre später als die Boten der Londoner Gesellschaft, begannen französische Jesuiten ihre Arbeit in Madagaskar. Wie in so viele evangelische Missionsgebiete drängten sie sich auch hier Verwirrung stiftend ein. Es würde zu weit führen, die ganze Geschichte der Intriguen zu verfolgen, die seitens der französischen Jesuiten sich seitdem abgespielt hat. Jedenfalls stimmt es nicht mit der Wirklichkeit, wenn Herr von Bieberstein schreibt:

Madagaskar würde Frankreich gehören und seinem Einfluß völlig unterworfen sein, wenn sich das letztere einfach der friedlichen und wenig kostspieligen Mittel bedient hätte, die England dort mit solchem Erfolg angewendet hat. Es hätte genügt, den britischen Bibelgesellschaften französische Missionare gegenüber zu stellen.

Nun, Frankreich hat das gethan. Seit Anfang der sechziger Jahre sind wachsende Scharen kluger und intriguanter Jesuiten gekommen, die nichts versäumt haben, um für Frankreich Propaganda zu machen und der evangelischen Mission das Wasser abzugraben. Nach dem offiziellen Zensus der Propaganda (Missiones catholicae 1892) stehen jetzt in Madagaskar: 45 patres, 2 scholastici, 17 fratres coadiutores, 19 fratres a scholis christianis, die 26 europäischen Nonnen ungerechnet. Das ist doch ein recht stattliches französisches Missionspersonal, beinahe ebenso groß als das ganze evangelische zusammengenommen! Trotzdem zählt die französische Mission nach ihrer eignen offiziellen Angabe nur 41330 Katholiken und 17606 Schüler.

Herr von Bieberstein konstatirt selbst, daß „französische Etablissements in Madagaskar selten sind,“ und damit sollte man meinen, sei schon einigermaßen erklärt, warum der französische Einfluß nicht bedeutend ist. Aber trotzdem spricht er den Franzosen nach, die das Bedürfnis nach einem Sündenbock haben: „der englische Kultus,“ will sagen die englischen Missionare tragen dafür die Schuld. Aber die norwegischen Missionare sind doch keine Engländer, und auch ihr Einfluß ist ganz bedeutend. Die Wahrheit ist: das madagassische Volk ist dem evangelischen Christentum geneigt und will von den Jesuiten nichts wissen, weil diese sie ihrer evangelischen und politischen Freiheit zugleich berauben wollen. Es erblickt in ihnen, was sie in Wirklichkeit sind, französische Agenten, denen ebenso die Bekehrung zum Katholizismus die Unterwerfung unter Frankreich, wie die Unterwerfung unter Frankreich die Bekehrung zum Katholizismus bedeutet.

Herr von Bieberstein hat wieder ganz recht: „der französische Missionar ist ein unvergleichlicher Eroberer.“ In der eben erschienenen Biographie des Kardinals Lavigerie heißt es von diesem Gründer und Leiter der weißen Väter, die durch ihr Auftreten in Uganda so viel von sich reden gemacht, wörtlich.

In jeder Lebenslage erblicken wir in ihm den Patrioten, der selbst da nicht mit den Ueberlieferungen des nationalen Charakters zu brechen und über die Grenzen seines nationalen Standpunktes hinauszugehen vermag, wo er scheinbar den Boden internationaler Fragen und Interessen vertritt, wie bei der Ausbreitung des Christentums unter den Heidenvölkern und bei der Sklavenfrage (S. 392).

Wo immer die französischen (katholischen) Missionare hinziehen, ist ihre Losung: Aussi pour la France. Darum hat auch jede Regierung in Frankreich, selbst die eines Gambetta, die katholische Mission begünstigt. Es ist ganz die mittelalterliche Missionspolitik, die das Ideal des französischen Missionars ist. Kreuz und Schwert; jenes bahnt diesem, dieses jenem den Weg. Aber ein deutscher Mann und ein evangelischer Christ kann doch diesen Mißbrauch des Heiligen zum Zwecke politischer Eroberungen ebenso wenig zu einem Gegenstande der Anerkennung machen, wie den Gebrauch des Schwerts zum Zwecke der Ausbreitung des Christentums rechtfertigen. Wir leben in wunderlichen Widersprüchen: das eine mal wird es den Vertretern der Religion zum schwersten Vorwurf gemacht, daß sie die Religion in die Politik oder diese in jene mischen, das andre mal wird es französischen Missionaren zum höchsten Ruhme angerechnet, daß sie „unvergleichliche Eroberer“ für Frankreich sind!

Weil nun nicht bloß der französische Missionar, sondern der Durchschnittsfranzose überhaupt sich eine Mission ohne politische Nebenzwecke nicht denken kann, so ist es bei ihm zur fixen Idee geworden, daß auch die evangelische, namentlich die englisch-evangelische Mission eine für englische politische Zwecke wirkende Macht sei, eine fixe Idee, die seit Beginn der modernsten Kolonialära sich denn auch über Frankreich hinaus überall da verbreitet hat, wo eigne nationale Kolonialinteressen in England ihren Gegner sehen. Der harmloseste englische Missionar wird da zum gefürchteten politischen Feind gemacht.*) Unter den französischen Kolonialschwärmern giebt es nun vornehmlich einen Fanatiker, der die Entfesselung der französischen Volksleidenschaft gegen die englischen Missionare in Madagaskar zu seiner Spezialität gemacht hat, das ist M. de Mahy. Für einen mit den Missionsverhältnissen vertrauten Manne ist es geradezu erheiternd zu lesen, was für Böcke dieser Held in seiner blinden Leidenschaft schießt und was für Popanze er dem unwissenden Franzosen an die Wand malt. Von ihm stammt denn auch die lustige Behauptung von den missionirenden Bibelgesellschaften. Er hat sich einen förmlichen Roman zurecht gemacht, um deren Staatsgefährlichkeit seinen Landsleuten ad oculos zu demonstriren, und hat dazu die unschuldigen Kärtchen benutzt, die die großbritannische und ausländische Bibelgesellschaft ihren jährlichen Reports beigiebt, um damit die durch ihre Thätigkeit veranstaltete Uebersetzung und Verbreitung der Bibel zu veranschaulichen. Mit diesen Kärtchen hat er die guten Franzosen gruseln gemacht, als mit Beweisen für die politischen Eroberungszwecke der Bibelgesellschaft! Dann hat er von einem großen politischen Bündnis zwischen der Bibelgesellschaft, der evangelischen französischen Missionsgesellschaft und der Evangelischen Allianz gefabelt zum Zwecke der Förderung der englischen Herrschaft und der Bekämpfung französischer Interessen, wie

*) Aus 1883 berichtet die katholische Quelle (Jahrb. der Verbreitung des Glaubens IV, 51): „Wir hatten bis zum letztverflossenen Jahre 6–7000 Schüler, gegenwärtig zählen wir deren 20000. Diese rasche Vermehrung ist das Ergebnis des neuen Gesetzes, das die Madagassen zum Schulbesuch verpflichtet. Dem Wortlaut dieses Gesetzes gemäß müssen sich die Kinder entweder bei den Katholiken oder Protestanten einschreiben lassen; wenn aber einmal eingeschrieben, können sie die Schule nicht mehr wechseln. Von amtlicher Seite war den Eltern in der Wahl der Lehrer volle Freiheit gelassen, in Wirklichkeit legten aber mehrere Beamte Parteilichkeit an den Tag. Ich [der apostolische Präfekt] muß jedoch beifügen, daß andre mehr Gerechtigkeit und Wohlwollen zeigten, wie das die Zahl der Unterschriften beweist.“

*) Vgl. Nr. 49 des vorigen Jahrgangs: „Das Ende einer englischen Mission im deutschen Schutzgebiete.“ D H

überhaupt im Auslande, so besonders in Madagaskar. Jeder Kundige muß lachen, wenn er diese Narrheiten liest; aber was weiß das französische Volk und was weiß ein großer Teil des deutschen Volks von diesen Dingen! Die Leidenschaft, die nationale wie die kolonialpolitische, glaubt gern das Ungeheuerliche, und trotz aller Aufklärung machen solche Romane öffentliche Meinung — leider auch in Deutschland. Sehr angesehene evangelische Männer Frankreichs aus allen Ständen, unter ihnen z. B. E. de Pressensé, haben die Unhaltbarkeit dieser de Mahyschen Romane wiederholt nachgewiesen, dennoch tischt sie der Herr immer wieder auf. Er geht in seinem Fanatismus so weit, diese Männer geradezu „Verräter“ zu nennen und ihnen vorzuwerfen, sie hätten auch Elsaß an Deutschland ausgeliefert. Einen solchen Fanatiker sollte man doch in Deutschland nicht blindlings als Autorität gelten lassen.

Die Romane de Mahys sind natürlich Wasser auf die Mühle der Jesuiten. 1884 deklamirte der bekannte Bischof Freppel in der französischen Kammer, „der madagassische Krieg sei in letzter Instanz ein Kampf zwischen katholischen und protestantischen Missionen und müsse daher mit aller Energie geführt werden.“ Also der Krieg wird von einem französischen Kirchenfürsten empfohlen zur Unterdrückung der protestantischen Missionen. Ja, „der französische Missionar ist ein unvergleichlicher Eroberer!“ Und wo das Schwert nicht ausreicht, da kommt „der fromme Betrug“ zu Hilfe. „Frommer Betrug“ war der untergeschobene Brief, den der junge Radawa II. 1861 an den Papst geschrieben haben soll; „frommer Betrug“ die erschlichene heimliche Krönung dieses Königs als eine Art französischen Vasallen durch den apostolischen Präfekten von Rouen; „frommer Betrug“ die der bereits bewußtlosen, sterbenden Königin Rasoherina durch den französischen Konsul Laborde „unter dem Scheine, daß er sie magnetisiren wolle“, verstohlen erteilte römische Taufe — lauter Manipulationen, um dem „edeln“ Frankreich zur Oberherrschaft über Madagaskar zu verhelfen. Die Jesuiten haben wirklich gethan, was sie konnten.

Hiernach überlasse ich es dem Leser, ob es vom „deutschen“ und gar vom evangelischen „Standpunkte aus nur wünschenswert sein kann, daß es Frankreich gelingt, sich unbestritten und dauernd in Madagaskar festzusetzen.“*) G. Warneck

Zur Judenfrage

3. Wirkung des Talmuds

Es ist natürlich, daß man um dieser Empfindung willen, die die Christen von den Grundsätzen der Juden empfingen, auf christlicher und auf jüdischer Seite dem jüdischen Gesetz seine Aufmerksamkeit zuwandte. So vereinigt sich denn mit dem Streite im bürgerlichen Leben ein wissenschaftlicher Streit über die Religionsvorschriften des Talmuds und über ihre Giltigkeit. Von antisemitischer Seite werden jene Stellen hervorgehoben, die die Pflichten der Juden gegen Andersgläubige beschreiben, mit der ganz natürlichen Annahme, daß die Juden diese auch auf die Christen beziehen. Von jüdischer Seite dagegen wird geltend gemacht, die Bezeichnung der Andersgläubigen im Talmud schließe gerade aus, daß die Christen darunter befaßt würden; ferner seien durchaus nicht alle Aussprüche, die er enthalte, da viele nur den jeweiligen Verhältnissen ihre Entstehung verdanken, auf die Gegenwart anzuwenden; und endlich erkenne die Sittenlehre des Judentums keine Anschauung an, die Nichtjuden gegenüber etwas erlaube, was den Juden gegenüber verboten sei. Diese Frage ist sehr verwickelt; aber doch wieder ist mit diesen Erklärungen von jüdischer Seite, sowie mit den Auszügen, die aus dem Talmud heutzutage hergestellt werden und die guten Mahnungen enthalten, bewiesen, daß der Talmud einmal einen Unterschied macht zwischen dem Verhalten gegen Juden und gegen Nichtjuden, ferner daß ein verschiedenartiges Material in dem Talmud aufgestapelt ist. Weiter aber ist sicher, daß es unter den Juden keinen sichern Maßstab giebt, nach dem die giltigen Gebote von den ungiltigen im Talmud ausgeschieden werden könnten. Somit dürfen wir zusammenfassend sagen, daß von dieser Seite kaum unser Urteil über die Ethik des Judentums berichtigt werden kann; sagt doch wiederum selbst Leopold Caro.

> Die jüdische Ethik haben alle edeln Geister jüdischen Ursprungs mißbilligt: teils laut und vor allen, teils wenigstens pro foro interno wenn sie sich von Andersgläubigen unbehorcht wähnten. (A. a. O. S. 43.)

Es mag, da dieses Bewußtsein in edeln Geistern des Judentums lebt, auf beiden Seiten gefehlt werden, einmal wenn man die äußersten Spitzen des Talmuds zur Charakteristik seiner schlimmen Eigenschaften hervorhebt, dann auch, wenn man über den schönen und guten Aussprüchen die andern übersehn will. Es ist übertrieben zu nennen, wenn in einem Flugblatt der Antisemiten der Talmud oder der daraus gefertigte Auszug Schulchan-Aruch als „Teufelswerk“ bezeichnet wird, „aus dem der entsetzliche, abgrundtiefe Haß gegen alle Nichtjuden spreche“; aber ebensowenig erhält man den rechten Eindruck vom Inhalt des Talmuds, wenn man den „wahren Talmudjuden“ „Die wichtigsten Grundsätze des talmudischen Schrifttums über das sittliche Leben des Menschen“ von Albert Katz (Berlin, Emil Apolant, 1893. 2 Mk.) liest. Niemand bezweifelt, daß diese im allgemeinen recht schönen Regeln im Talmud sich finden, man freut sich auch, daß gerade diese Grundsätze als die wichtigste Wegleitung des Talmudjuden bezeichnet werden: aber man kann sich auch nicht verhehlen, daß dies die Perlen sind, die aus einem Haufen andersartiger Bestimmungen hervorgesucht sind. Ueberhaupt wird es nicht zu einer richtigen Beurteilung des jetzigen Judentums führen, wenn wir nur diese einseitigen Schriften ins Auge fassen. Im übrigen behalten wir uns vor, wenn einmal die neue Ausgabe von Johann Andreas Eisenmengers „Entdecktem Judentum,“ herausgegeben von Dr. Franz Xaver Schieferl (Dresden, 1892; die Lieferung 50 Pfge) uns vollständig vorliegt, auf den Talmud und die Auszüge aus ihm näher einzugehen. Für jetzt muß es genügen zu konstatiren, daß dem Judentum unsrer Zeit eine sichere Scheidung zwischen dem heute noch Geltung verdienenden Inhalt des Talmuds und dem Veralteten darin nicht innewohnt, ferner, daß es kaum richtig ist, wenn behauptet wird, die Vorschriften in Bezug auf die „Akum“ (ein Geheimwort, eigentlich „Anbeter der Sterne und Sternbilder,“ aber dann alle Nichtjuden umfassend) hätten keine Bedeutung für den Verkehr mit den Christen, und endlich, daß im Prinzipe doch der Talmud als die magna charta des Judentums gilt, wenn sich auch manche Juden davon emanzipiren.

Diese unter den Juden giltige Auffassung von der Bedeutung des Talmuds macht uns aber auch ihre Stellung der Ethik gegenüber verständlich. Der Talmud stellt neben einander ethische Vorschriften, sowie solche, die bloß äußerliche Verhaltungsmaßregeln enthalten. Damit werden die ethischen Gebote in eine niedere Sphäre hinabgedrückt, sie erhalten keine imperatorische Stellung, und ein königliches Gebot, das alle andern überragte, kann es nicht geben. Das Ethische ist, wenn nicht geradezu ins Koschere umgeändert, so doch mit diesem auf eine Stufe gestellt, und so kommt es noch viel mehr, als schon Jesus rügen mußte, dazu, daß sie mit ihren Aufsätzen und Bestimmungen Gottes Gebot auflösen und übertreten lehren. Damit verliert eben das Ethische seine Kraft und sinkt zum bloßen Gesetz hinab, das keine unbedingte Autorität in sich trägt, sondern auf dem bloßen Uebereinkommen der Menschen beruht. Weiter aber sollen solche menschliche Ordnungen nur dem Wohle des Bürgers dienen, und gar leicht meint man darum noch besser sein eignes Wohl zu kennen oder wenigstens die Lücken der Gesetzgebung nach freier Willkür und an keine ethische Verpflichtung gebunden ausnützen zu können.

Dieser Fehler im Judentum datirt nicht erst aus unserm Jahrhunderte; man darf auch kaum sagen, daß die schlechte Be-

*) Daß „die englischen Missionszöglinge völlig verdorbene, freche Negerjungen“ seien, „während der französische Zögling ein Handwerk erlernt hat und so sehr viel zur Kultivirung seines Landes beiträgt“ — diese Behauptung des Herrn von Bieberstein hätte ich gern noch beleuchtet. Dazu gehört aber ein selbständiger Artikel. Unterdessen erlaube ich mir auf meinen „Offenen Brief an Herrn Major von Wißmann“ zu verweisen. Die dritte Auflage (Gütersloh, 1890) enthält auch die Besprechung der Antwort des Herrn Majors.

handlung, die den Juden früher durch die Christen zu teil geworden ist, die Ursache dieser gesetzlichen Betrachtungsweise sei, so sehr sie für diese ein Beförderungsmittel sein mochte. Diese Neigung ist viel älter und datirt aus viel frühern Jahrhunderten. Kant hat schon darauf hingewiesen, daß das jüdische Volk von jeher „sich hartnäckigerweise einen politischen und nicht einen moralischen Begriff vom Himmelreich machen wollte"; oder wie Paulus es viel früher ausgesprochen hatte, so gilt es noch für das heutige Judentum: das Gesetz ist zwischen hineingekommen. Denn wie einst die Aufsätze der Aeltesten, so werden jetzt die Sätze des Talmuds, dieses Ozeans, in dem auch jene „Aufsätze" sich herumtreiben, als das gefaßt, woran der Jude sich zu halten habe, wenn nicht Staatsgesetze einen andern Zwang über ihn ausüben. Rücksichtslose Verfolgung der eignen Zwecke und Ziele ist ihm nicht verboten und wird durch keine andre Verpflichtung verhindert, wenn nicht äußere Gesetze ihr entgegentreten. In dieser Rücksichtslosigkeit ist der Jude natürlich dem Christen überlegen; aber gerade darin, daß das Christentum von der Anwendung der gleichen Praktiken, wie sie der Jude anwendet, zurückhält, scheint sich mir die Hoheit und die sittliche Macht des Christentums zu bewähren. Darum müssen auch wir die jüdische Ethik, wie sie sich heute zeigt, mit den edeln Geistern des Judentums verwerfen. Wie es zu solcher Verkennung der sittlichen Gebote kommen konnte, haben wir hier nicht zu untersuchen; aber erwähnen wollen wir noch, daß Caro (a. a. O., S. 37) uns Recht zu haben scheint, wenn er dies heutzutage auf den Mangel wahrer Religiosität bei den Juden zurückführt. Die Stelle seiner Schrift verdient hier angemerkt zu werden. Er sagt:

Das philosophische Wörterbuch des bekannten jüdischen Schriftstellers Salomon Maimon (Berlin, 1792) begann — charakteristisch genug — mit dem Artikel „Aberglauben" und endete mit dem Artikel „Zweifel." Zwischen diesen beiden Grenzen schwankt auch meistens der moderne Jude; der wahre Glaube, der Hingebung und Uneigennützigkeit fordert, bleibt ihm leider verschlossen.

Philippsohn, einer der bedeutendsten religiösen Schriftsteller des Judentums, also gewiß ein unverdächtiger Zeuge, sagt darüber:

Eine Zweifelsucht hat sich der Jugend bemächtigt, daß die Wahrheit, daß eine feste Ueberzeugung für den Menschen bestehe und zu erreichen sei, geschwunden ist, wo alles Ideale sich verflüchtigt hat, und nichts als greifbar und zuträglich erscheint, als was einen materiellen Nutzen und Reichtum, Ehre, Macht und Genuß verspricht.

Solcher Skeptizismus und Materialismus hängt aber im tiefsten Grunde nicht mit der Religion oder Rasse der Juden zusammen, sondern mit ihrer Konfessions- oder Religionslosigkeit und ihrem Kosmopolitismus, sowie andrerseits mit der Gleichstellung der verschiedenartigsten Gebote in ihrem Talmud, aus der kein religiöser Sinn ihnen jetzt heraushilft.

4. Die Heilung

Aus dem Gesagten wird sich unschwer ergeben, wie eine Heilung dieses Uebels zu erwarten ist. Zuerst wird man verlangen, daß bei den Juden eine Aenderung vor sich gehen müsse, weil doch unleugbar bei ihnen etwas sich findet, das die Abneigung gegen sie wach erhält. Es ist in dieser Hinsicht von einem genauen Kenner des Judentums in Leipzig mit Recht auf Folgendes hingewiesen worden:

Auch heute noch ist die jüdische Wissenschaft durchaus eine Welt für sich, in strengster nationaler Abgeschlossenheit; einzelne Ausnahmen bestätigen nur die Regel. Dies ist meiner Ansicht nach eines der hauptsächlichsten Probleme der Judenfrage: sobald sich das Judentum von seinen Autoritäten losmacht und an kritisch-historische Sichtung des vorhandnen Materials geht, läuft es Gefahr, sein teuerstes Gut, sein Nationalbewußtsein, aufzugeben; hierin liegt der Kern der modernen Judenfrage; ob das Judentum imstande ist sich zu verjüngen und zu erhalten, ist die Frage; dieser Prozeß spielt sich vor uns ab; da heißt es zuschauen.

Mit diesen Sätzen bin ich soweit einverstanden, daß ich auch eine Verjüngung des Judentums für nötig halte; aber die darf nicht nur stehen bleiben in einer kritisch-historischen Sichtung des Talmuds, sondern sie muß sich zurückführen lassen auf die Propheten des Alten Testaments, auf einen Jeremia und Deuterojesaja, auf Amos, Hosea und Jesaja, und sich hier die richtigen Maßstäbe für die lebendige Auffassung des Gesetzes und den Kompaß für die Innehaltung der rechten Richtung in der Beurteilung des Talmuds holen. Nur wenn das Judentum

diese Erweckung des sittlichen Urteils sich gefallen läßt, wird die Abneigung schwinden und an Stelle des bloßen konfessionslosen Kosmopolitismus vielleicht eine frohe Würdigung des Größten, der aus dem Volke der Juden hervorgegangen ist, sich ergeben, eine dankbare Anerkennung Jesu Christi, der den Seinen mit einemmale ein freies sittliches Gefühl schenkt, das die Gesetze verklärt und die Lücken der Gesetzgebung ausfüllt, und darum nicht ein zerfahrenes Leben fordert, sondern alles in organischen Zusammenhang bringt, sodaß wer ein Gesetz übertritt, sich des ganzen Gesetzes schuldig weiß.*)

Doch das ist eine ideale Forderung, und wir Christen dürfen auf ihre Erfüllung nicht warten. Auch wir haben große Aufgaben zur Lösung der Judenfrage. Gewiß sind alle die Forderungen berechtigt, die die Durchführung der völligen Gleichberechtigung im Staate für die Juden verlangen. Auch scheint mir kein richtiger Grund vorzuliegen, warum sie immer noch vom Offiziersstand ausgeschlossen bleiben sollen, obschon ich andrerseits überzeugt bin, daß auch ohne dies das Vorurteil gegen die Juden schwinden könnte, und daß der Verzicht darauf keine Beeinträchtigung der Gleichberechtigung bedeutete. Ebenso haben die Christen überall die Juden nicht aus dem einfachen Grunde, weil sie Juden sind, von sich fern zu halten, sondern zu zeigen, daß sich für sie kein Unterschied im Benehmen auf die Herkunft gründet. Aber alle diese Mittel, auch das sehr ehrenwerte, aber leider oft erfolglose Eintreten der Christen zur Verteidigung der Juden vor Gericht,**) scheinen mir gering und von wenig Bedeutung gegenüber einer viel höheren Pflicht, die wir Christen haben. Wir sollen vor allem die Juden die Hoheit, die das Christentum in der Betrachtung der ethischen Fragen auszeichnet, täglich fühlen lassen. Das kann nicht genug betont werden; denn leider ist es zu sagen, daß gar viele Christen, Antisemiten und Philosemiten, auch „Juden" sind, nicht der Abstammung, aber doch der Anschauung nach. Gar viele haben ja das mit den Juden gemein, so sehr es dem christlichen Wesen widerspricht, daß sie keine Autorität mehr kennen, als das Gesetz, und die Frömmigkeit und Sittlichkeit durch den Intellektualismus und das Utilitätsprinzip ersetzen. Erst eine solche lebendige Darstellung der christlichen Liebe, die nicht nach der Würdigkeit und dem Gesetzesbuchstaben fragt, wird einerseits dazu verhelfen, daß den Juden ein Sinn aufgeht für die Worte der Propheten, und andrerseits, daß sie die Vorzüglichkeit des Christentums erkennen können. Das muß unsre Hauptsorge sein, unsern Glauben lebendig zu erhalten und vor der Erstarrung in bloßer Gesetzlichkeit und der Auflösung in bloßen Intellektualismus zu bewahren. Diese Forderung ist es auch, die E. Frhr. v. Ungern-Sternberg in seiner sehr empfehlenswerten Schrift: „Zur Judenfrage" (Stuttgart, 1892; 80 Pfge) in folgenden Worten ausspricht, mit denen wir schließen wollen:

Nein, nicht darum kann es sich handeln, neue Methoden zu ersinnen, die doch auch den Stempel der Unvollkommenheit von vornherein an sich tragen werden; nur das kann und muß vielmehr die Aufgabe sein, mit scharfer Selbstkritik an die Leistungen heranzutreten, die das

---

*) Zu guter Stunde kommt mir das Schriftchen von Ed. E. Gedalius „Wie begegnen wir dem Antisemitismus? Ein Wort an meine jüdischen Volksgenossen" (Leipzig, W. Faber, 1893. 60 Pfge) in die Hand, um mir zu zeigen, daß die Forderung einer Verjüngung des Judentums nicht ein unerfülltes pium desiderium bleiben muß. Wie manches gegen einzelne Urteile und Behauptungen des Schriftchens zu erinnern wäre, es muß zurücktreten vor der Freude über den Geist, der darin weht. Es heißt doch schon viel, wenn ein Jude, um seine hohe Anerkennung auszudrücken, die er dem Christentum zollt, sagt: „Die christliche Religion würde richtiger die jüdische heißen." Und muß man nicht freudig überrascht sein, wenn man auf S. 38 lesen darf: „Wir [Juden] sollen ein ganzes, ein wahres Christentum unsern Brüdern, jüdischen und nichtjüdischen, vorleben und mit beredter Zunge und praktischem Handeln unsern christlichen Brüdern zeigen, daß Christentum keine leere Phrase, sondern Geist und Leben ist!" Möchten doch immer mehr Juden solchen Stimmen, wie sie Gedalius und Caro erheben, Gehör schenken!

**) Professor Hermann L. Strack giebt von der Erfolglosigkeit einer solchen Verwendung, die mit der größten Ausdauer versucht war, Bericht in Nr. 15 der Schriften des Institutum Judaicum in Berlin: Die Juden, dürfen sie „Verbrecher von Religions wegen" genannt werden? Das Corpus delicti, ein agitatorisches antisemitisches Flugblatt, war an sich von geringer Bedeutung. Der ganze Handel aber kann zeigen, wie wenig die Gesetzgebung allein geeignet ist, eine Besserung in der Haltung den Juden gegenüber herbeizuführen.

herrschende System zu Tage fördert, sich von den Auswüchsen, die vornehmlich nach der Seite der Oberflächlichkeit und Flüchtigkeit liegen, nach Kräften frei zu halten und dafür in die Tiefe zu gehen, soweit man es vermag, mit andern Worten: von dem Marthasinn, vor dem uns der Heiland selber warnt, nicht allzuviel zu erwarten und statt dessen dem Mariensinn, der sich die Arbeit an der eignen Seele, die volle Hingabe an den Herrn zur ersten Aufgabe macht, mehr zu vertrauen, als es die Vielgeschäftigkeit dieser Tage im großen und ganzen erkennen läßt. Ohne diese Einkehr in uns selbst, ohne dieses beständige Fegen vor der eignen Thür wird alles Laufen, Rennen, Schreiben und Reden wenig nützen. Von innen heraus muß die Erneuerung unsers Volkslebens kommen, wenn sie mehr bedeuten soll als eine bloße Form; von außen läßt sie sich nur zum Schein hereintragen, weil niemand in Wahrheit geben kann, was er selbst nicht hat.

K M

Hannele

2

Großen Einfluß wird auf das Urteil ausüben, ob man „Hannele“ nur gelesen oder gesehen hat. Und wiederum wenn man es gesehen, ob man es zuvor gelesen oder zuerst auf der Bühne kennen gelernt hat.

Ich las es zuerst oder vielmehr las es im Familienkreise vor. Der Eindruck war ein ergreifender, reiner. Wir lernten eine Novelle kennen, in dramatischer Form gehalten, voll Poesie, Ernst und Wirklichkeit.

Aber der Dichter hat sein Stück offenbar für die Bühne bestimmt. Und es wird aufgeführt. Hier also soll das Werk seine Probe bestehen. Hier hat sich neben dem Beifall oder der Ablehnung, die es bei dem gewöhnlichen Theaterpublikum gefunden hat, das Interesse christlicher Kreise in lebhaftem Für und Wider geregt.

Wir fürchteten uns ein wenig vor der Aufführung. Gleich vor dem Anfang: auf der Bühne die ersten Zeilen von dem Lied „Ach bleib mit deiner Gnade“ singen hören zu müssen, den Abendsegen eines Weibes, das sehr bald den Mund zu ganz andern Reden gebraucht. Das Stück Choral wurde hier im Frankfurter Schauspielhause so diskret als möglich vorgetragen. Die Armenhäusler waren im übrigen vorzüglich; der Dichter hat diese Figuren und Szenen voll aus dem Leben gegriffen.

Nun das sterbende Hannele. Man hat dem Dichter einen schweren Vorwurf daraus gemacht, daß er das Publikum sich an dem langen Sterben des Kindes „weiden“ läßt. Als ob Sterben und Töten nicht von Alters her zu den Alltäglichkeiten der Schaubühne gehörten! Freilich der Selbstmord eines vierzehnjährigen Kindes Gott sei Dank nicht. Aber die That ist geschehen, ehe der Vorhang aufgeht, das Kind ist gerettet, der Dichter läßt uns hineinschauen in das Innerste dieses Kindeslebens, thut uns das Geheimnis auf, wie es nur möglich war; und dann stirbt das Kind. Es stirbt nicht einmal vor unsern Augen, sondern mit einemmal ist es gestorben. Gewiß, es geht einem an die Nerven; wer es nicht aushält, mag davon bleiben; mir ist das Entsetzliche des Vorgangs doch zurückgetreten hinter alledem, was nun auf diesem Hintergrunde groß und mächtig zu Geist und Herzen sprach.

Ich weiß nur eins, was mir auf der Bühne unerträglich war. Das ist die Christuserscheinung. Nicht, so lange „der Fremde“ im braunen abgetragnen Havelock dastand, den Schlapphut in der Hand und Sandalen an den Füßen, wegmüde und staubig, ein blasses Gesicht mit den Zügen des Lehrers Gottwald. Nicht, wie dieser Fremde Hanneles Vater, den Maurer Mattern, richtet. Diese Szene ist mir noch ohne jeden Anstoß gewesen, und bis zum Verschwinden des Maurers Mattern hat dem Stück meine ganze innere Teilnahme gehört. Aber von dem Moment an, wo der Mantel dem Fremden von der Schulter gleitet und er im weißgoldnen Gewande dasteht, wo nun bei der hiesigen Aufführung, statt daß nach des Dichters Vorschrift helles Goldgrün den Raum füllte, ein grelles elektrisches Licht den Mann im glänzenden Gewande und Hannele allein beleuchtete — auch als technischer Effekt eine unvollkommne Leistung —, wo die sinnvolle Verschmelzung Christi mit dem Lehrer Gottwald sich immer mehr verlor und nur eine leibhaftige Christuserscheinung übrig blieb: da lehnte beides,

Geschmack und Religion, in mir sich auf und lehnte diese ganze weitere Handlung schlechtweg ab.

Ich betrachte diese Schlußszene auch ästhetisch als eine Schwäche. Wäre es Hauptmann gelungen, sie mit wirklicher religiöser Kraft zu durchdringen, so würde sie für den religiösen Menschen eine Steigerung bedeuten gegenüber dem Vorhergegangnen, für das andre Publikum auch dann nicht. Dies höchstens, wenn hier die Musik noch eine ganz andre Rolle spielte, als sie ihr beschieden ist. Nun denkt ja aber der Dichter nicht daran, hier direkt mit religiösen Mitteln wirken zu wollen, ganz abgesehen von der Frage, ob er das könnte. Er vermeidet es förmlich, den Himmel, in den er uns hineinschauen läßt, mit den Farben geistig christlicher Hoffnung zu malen: immer sinnlicher wird die Seligkeitsaussicht, die sich uns aufthut. Als Christ mache ich ihm gar keinen Vorwurf daraus, im Gegenteil danke ich ihm dafür. Denn es wäre mir der Gipfel des Unerträglichen gewesen, wenn nun dieser Theaterchristus den Himmel geschildert hätte von der Höhe eines Spruches wie 1. Joh. 3, 2 aus. Gleichviel wie Hauptmann zum Christentum steht, hier bewahrte ihn sein guter Genius. Vielleicht half die Erwägung, daß es sich um Phantasien handle und um Phantasien eines Kindes, vielleicht entschied einfach das Recht des Sinnlichen in der Kunst. Diese Versinnlichung geht nun freilich weit; soweit, daß das Christliche (trotz dem goldnen Jerusalem der Schrift u. a. m.) nach gerade aufhört und der Widerspruch solcher Vorstellungen zu dem, der unter der glänzenden Erscheinung verstanden werden soll, vollends empfindlich wird. Bei unsrer Aufführung sind denn auch die folgenden Worte stark gestrichen worden:

Mit feinen Linnen kommt, ihr Himmelskinder!
Lieblinge, Turteltauben, kommt herzu,
Hüllt ein den schwachen ausgezehrten Leib,
Den Frost geschüttelt, Fieberglut gedörrt,
Sanft, daß sein krankes Fleisch der Druck nicht schmerze;
Und weich hinschwebend, ohne Flügelschlag,
Tragt sie, der Wiesen saftge Halme streifend,
Durch linden Mondenschimmer liebreich hin
Durch Duft und Blumendampf des Paradieses,
Bis Tempelkühle wonnig sie umschließt.
Dort mischt, indes sie ruht auf seidnem Bette,
Im weißen Marmorbade Bergbachs Wasser
Und Purpurwein und Milch der Antilope [!],
In reiner Flut ihr Siechtum abzuspülen.
Brecht aus den Büschen volle Blütenzweige:
Jasmin und Flieder, schwer vom Tau der Nacht,
Und ihrer klaren Tropfen feuchte Bürde
Laßt frisch und duftig auf sie niederregnen.
Nehmt weiche Seide drauf, um Glied für Glied,
Wie Lilienblätter, schonend abzutrocknen.
Labt sie mit Wein, kredenzt in goldner Schale,
In der ihr reifer Früchte Fleisch gepreßt.
Erdbeeren, die noch warm vom Sonnenfeuer,
Himbeeren, voll von süßem Blut gesogen,
Die sammtne Pfirsich, goldne Ananas,
Orangen, gelb und blank, bringt ihr getragen
Auf weiten Schüsseln spiegelnden Metalls.
Ihr Gaumen schwelge [!], und ihr Herz umfange
Des neuen Morgens Pracht und Ueberfülle.
Ihr Aug entzücke sich am Stolz der Hallen.
Laßt feuerfarbne Falter über ihr
Am malachitnen Grün des Estrichs schaukeln.
Auf ausgespanntem Atlas schreite sie
Durch Hyazinthen, Tulpen — — ihr zur Seite
Laßt grüner Palmen breite Fächer zittern
Und alles spiegeln sich im Glanz der Wände.
Auf Felder roten Mohns führt ihren armen Blick,
Wo Himmelskinder goldne Bälle werfen
Im frühen Strahl des neugebornen Lichts,
Und liebliche Musik schlingt ihr ums Herz.

Man halte diese Worte neben Luthers Brief an Hänschen, und die ganze Keuschheit der Himmelsschilderung in diesem herzigen Briefe wird ein Fingerzeig werden für das, was Hauptmann trotz der grundsätzlichen Berechtigung, die jenseitige Seligkeit mit irdischem Pinsel zu malen, gefehlt hat.

Man hat von einer Verhöhnung des Christentums durch „Hannele“ gesprochen. Ich verdenke es niemandem, der sich insbesondre um der Christuserscheinung willen von der Aufführung mit Unwillen abwendet. Aber es trifft dies doch

dann mehr die Aufführung als das Gedicht. Dieses verrät von jener Tendenz jedenfalls nichts.

Zwar „die Sünden wider den heiligen Geist“ spielen eine für das kleine Stück unverhältnismäßig große, zweifelhafte Rolle. Neu ist dieser Einfall nicht. Lessing, der besser wußte als Hauptmann, daß von „Sünden“ wider den heiligen Geist in der Bibel und in der Kirchenlehre nicht die Rede ist, sondern von „der Sünde“ wider den heiligen Geist, läßt in seinem Nathan den Klosterbruder davon reden. Der Patriarch hat davon gehört, daß ein Jude ein Christenkind zur Tochter sich erzieht, und

> Gewaltig sich ob eines solchen Frevels
> Erzürnt, der ihm die wahre Sünde wider
> Den heilgen Geist bedünkt — das ist, die Sünde,
> Die aller Sünden größte Sünd uns gilt,
> Nur daß wir, Gott sei Dank, so recht nicht wissen,
> Worin sie eigentlich besteht . . .

Echt Lessing! Und die Stelle findet noch immer Widerhall im Publikum, wenn Nathan aufgeführt wird. — Hier ängstet sich Hannele:

> Wenn ich so eine Sünde begangen habe!
> (Schwester Martha) Du hast keine solche Sünde begangen.
> (Hannele) Ach Schwester, Schwester! (S. 29)

Und später in der Begräbnisszene, die in dem Zwiespältigen von Traum und Leben, wie in der Charakteristik des Grabgeleites von entzückender Wahrheit ist, wird dasselbe Thema wieder aufgenommen.

> (Zweite Frau) Is 's denn wahr, die Leute sprechen . . . 's is woll nich wahr? Se hätte sich selbers Leben genommen?
> (Dritte Gestalt) Das wäre eine Sünde wider a Geist.
> (Zweite Frau) Eine Sünde wider den heiligen Geist.
> (Dritte Frau) Eine solche Sünde, sagt der Herr Pastor, wird nie nich vergeben . . . (S. 61)

Ich vermute, hier liegen bei Hauptmann ganz bestimmte Erinnerungen vor, seis, daß ein Pfarrer wirklich den Selbstmord als die Sünde wider den heiligen Geist bezeichnet hat, oder als eine Sünde, „die nicht vergeben werden kann,“ seis, daß das Volk diese Verbindung vollzogen hat. Wer die „bäuerliche Glaubenslehre“ kennt, den könnte das nicht überraschen. Und so sehe ich auch hier ein Stück Wirklichkeit, das der Dichter ohne Tendenz in seine Schöpfung aufgenommen hat.*)

Eine gegen Christentum und Jenseitshoffnung gerichtete Absicht hat man besonders aus dem Schluß entnommen. „Der Fremde“ hat Hannele an sich gezogen und sie dann den Engeln befohlen, die richten nun den Befehl aus und singen:

> Wir tragen dich hin, verschwiegen und weich,
> Eia popeia ins himmlische Reich.

Darüber verdunkelt sich die Szene. Der Gesang verklingt in der Ferne. Das Armenhauszimmer ist, wie es früher war. Hannele liegt im Bett. Der Arzt hat sich mit dem Stethoskop über sie gebeugt; Schwester Martha hält ihm das Licht, ihn ängstlich beobachtend. Nun erst schweigt der Gesang gänzlich. Doktor Wachler, sich aufrichtend, sagt: „Sie haben Recht.“ Schwester Martha: „Tot?“ Der Arzt: „Tot.“

Damit schließt das Stück.

Liegt die Sache nicht klar? Engelgesang, Seligkeit, Erlösung, Christus und alle die Christenhoffnung nichts als Fiebertraum, die Wahrheit der Tod.

Ich würde nur auf Grund persönlichen Wissens dem Dichter eine solche poetische und moralische Abscheulichkeit zutrauen.**) Und ich sehe nicht, wie man zu dieser Auffassung kommt. Als ob man nicht an jedem Sterbebett auch nach dem friedlichsten, frömmsten Sterben diesen furchtbaren Rückschlag durchzumachen hätte. Eben noch Glaube, Hoffnung, Friede, selige Gewißheit, Vorschmack ewigen Glücks — — und dann: Tot! Tot! Es bleibt das Grauenvolle des kalten Leichnams, der nicht mehr lieben und glauben, nicht einmal mehr leiden kann. Aber triumphirt nicht dennoch der Glaube, wie über die Schrecken des Sterbens, so auch über den Schrecken des Leichnams und der Verwesung!

Mir scheint, wir Christen haben an diesem Schluß nichts zu tadeln. Es ist die Wirklichkeit. Und wir verlangen von keinem Dichter, daß er die Welt anders darstellt, als sie ist. Wir verlangen nur — Gerechtigkeit. Gerechtigkeit in dem Sinne, daß das Christentum und die Christenhoffnung auch zur Wirklichkeit gehört. Diese Gerechtigkeit hat Hauptmann geübt, dafür danken wir ihm.

Hauptmann hat sicher nicht die Tendenz gehabt, dem Christentum und seiner Jenseitshoffnung zu huldigen. So wenig wie jene andre entgegengesetzte. Wenn er eine Tendenz hatte, so war es eine soziale. Aber indem er die Leiden Hanneles vors Gewissen hält, nicht die Leiden des sterbenden, sondern des lebenden, des zu Tode gequälten, das schließlich aus dem Wasser den Herrn Jesus rufen hört, zeichnet er das Christentum als die Macht, die allein ein klein wenig Licht und Wärme hineingebracht hat in dieses junge Marterleben. Der Lehrer Gottwald ist ihr nicht nur ein Führer zu Christus gewesen, sondern Christus selbst hat in ihm sich des Kindes erbarmt. Und bei den Schwestern hat sie schöne Lieder gesungen. So hat christliche Liebe und christlicher Glaube in dieser Welt ihr gedient. Und die Jenseitswelt ihres Fiebertraums? Freilich ein Fiebertraum; aber wie soll denn der Dichter sonst diese Welt bannen, daß sie ihm steht? Diese Jenseitswelt war doch ein Besitz des Kindes bis in seine düstersten Stunden hinein, ein Besitz, den zum Teil schon seine arme Mutter ihm als einziges Erbe hinterlassen hat. Wahrlich, wir Christen haben uns über solche Behandlung des Christentums nicht zu beklagen.

Und die Moral? Ich meine die soziale Predigt des Stücks? Es sitzen in den Theatern so viele, die keine Ahnung haben von einem Armenhaus und von einer Existenz wie der des Maurers Mattern und seines armen Stiefkindes. Sie lesen wieder und wieder in den Zeitungen von Kinderselbstmord und Kinderverzweiflung, wundern sich, wie das nur möglich sei, und vergessen es schnell. Ich gönne diesen Leuten dies Stück und wünsche von Herzen, daß es ihnen auf die Nerven gehe. Sie haben die Moral des Gedichts — wenn es eine hat — noch nötiger als unsereiner.

R

*) Ganz genial, mag man auf das Traumhafte der Szene oder auf das Volksgemälde sehen, das da entworfen werden soll, ist folgende Wendung des Gesprächs der Leute, die sich zum Begräbnis sammeln:

„(Fünfte Frau, kommt) Ihr Leute, der Pfarr will se nich einsegnen. A will er de geweihte Erde verweigern.

„(Pleschke) Habt ihr gehert — habt ihrsch gehert — a scheener Herr is beim Pfarr gewesen — und hat gesagt — ja: Das Mattern Hannle is eine Heilige!“

Uebrigens spielt die Handlung zweifellos in einer evangelischen Gemeinde und die Schwester Martha ist eine Diakonissin, nicht eine Barmherzige Schwester, wie bei der Frankfurter Aufführung.

**) Ich traue sie ihm erst recht nicht zu, wenn ich die Widmung an seine Frau lese.

Verschiedenes

(Ueber den Notstand in der Berliner Kinderwelt) hat vor einiger Zeit der Vorsitzende des Vereins für Kindervolksküchen im Freisinnigen Berliner Arbeiterverein erschreckende Mitteilungen gemacht. Das, was davon durch die Zeitungen ging, und was man weiterhin über die Mißstände zu hören bekam, die allerlei schlecht organisirte Versuche der Abhilfe zur Folge hatten, hat einer unsrer Leserinnen den Anlaß zu folgender Mahnung gegeben:

Wach auf!

O Volk des Herrn, wach auf vom Sündenschlafe,
Wach auf, o Christenheit! Es naht die Strafe!
Nur Selbstsucht herrscht, und Lüge macht sich breit —
Wach auf! denn furchtbar ernst ist diese Zeit!
Siehst du denn nicht das Elend allerorten,
Wies übermächtig klopft an deine Pforten?
Meinst du mit Kirchengehn und frommen Reden,
Mit kleinen Scherflein, Bibellesen, Beten, —
Damit sei deines Gottes Wille,
Der Liebe zu den Brüdern heischt, gethan?
O Volk des Herrn, — schau deinen Heiland an!
Und was Er von dir fordert, das erfülle!

O Volk des Herrn, kehr um vom Selbstbetrügen
Meinst du, es könne deinem Gott genügen,
Wenn du von deinem Ueberfluß ein Scherflein bloß
Dem dürftgen Bruder wirfst in seinen Schoß?
Wenn du erst alles hast, ganz nach Begehren,
An Wohnung, Kleidung, Speise, Luxus, Ehren —

Wenns nichts mehr giebt dir selber zu versagen,
Dann erst willst du die Hand zu öffnen wagen?
Gedenke doch der heilgen Sitte
Des Zehnten, den zu geben Gott gebot!
Gieb ihn auch du! Und deiner Brüder Not
Wird bald gemildert sein in deiner Mitte!

O Christenvolk, laß ab vom Mammonsgötzen!
O suche nicht im Irdschen dein Ergötzen, —
In Geiz, in Selbstsucht, die dich hart umschlingt
Und dich betrügend um den Segen bringt!
Theater, Mummenschanz, Genuß, Gelage,
Sind auch bei Christenleuten sehr am Tage!
Humanität und Christentum im Munde,
Läßt dennoch Tausende man gehn zu Grunde!
Und giebt man auch, geschiehts nicht Gott zu Liebe!
Man sucht sich selbst, — den Bruder nicht, —
Man fröhnt dem Ehrgeiz und Parteigetriebe.
Mein Christenvolk! Wie willst bestehen du im Weltgericht? —
Dein Jesus kommt! Er fragt nach Liebesthat!
Wach auf! Kehr um! Denn die Vergeltung naht! F A

(Der Trierer Streit) 1. Offener Brief an den Hochwürdigsten Bischof von Trier, Herrn D. Korum, von Willibald Beyschlag, Dr. und Professor der evangelischen Theologie. Leipzig, Braun, 1893.

2. Offene Antwort an Herrn Willibald Beyschlag, D. und Professor der evangelischen Theologie, auf seinen „allen wahrheitsliebenden Katholiken und Protestanten zur Prüfung vorgelegten“ offenen Brief an den Hochwürdigsten Bischof von Trier, Herrn Dr. Korum, von Dr. P. Einig, Professor am Bischöflichen Priesterseminar zu Trier. Trier 1893.

3. Bescheid an den bischöflichen Seminarprofessor in Trier, Herrn Dr. Einig, in Sachen meines offenen Briefes an Herrn Bischof Dr. Korum, von Willibald Beyschlag, Dr. und Professor der evangelischen Theologie. Leipzig, Braun, 1893.

4. Goliath-Beyschlag. Zweite Antwort an Herrn Professor Dr. Beyschlag in Sachen seines offenen Briefes an Herrn Bischof Dr. Korum, von Professor Dr. Einig. Trier, 1894.

5. Zur Würdigung der Einigschen „Zweiten Antwort“ in Sachen meines offenen Briefes. Von Willibald Beyschlag, Dr. und Professor der evangelischen Theologie. Leipzig, Braun, 1894.

Diese fünf Brochüren sind ein Stück kirchlicher Zeitgeschichte; sie zeugen von der Spannung zwischen katholischer und evangelischer Konfession am Ende des neunzehnten Jahrhunderts. Das evangelische Presbyterium zu Trier hatte sich an die Glaubensgenossen in Deutschland gewendet, um ein eigenes Krankenhaus zu erbauen, da die Krankenanstalten in Trier sämtlich in den Händen römischer Orden seien und die evangelische Seelsorge in ihnen sehr erschwert sei. Bischof Korum veröffentlichte dagegen eine Verwahrung in den Zeitungen, indem er die Behauptung, daß das Evangelium an der arg bedrohten deutschen Westgrenze des Schutzes bedürfe, als eine Verdächtigung der Katholiken bezeichnete, durch die der Geist der christlichen Liebe und Duldung getrübt und beeinträchtigt werde. Das evangelische Presbyterium stellte zwar jede beleidigende und aggressive Absicht in Abrede, wurde aber von der Trierer Landeszeitung darüber arg verhöhnt. Beyschlag kommt nun in der ersten Brochüre dem Presbyterium zu Hilfe. Er war früher Religionslehrer, Hilfs- und Anstaltsprediger in Trier und kennt die dortigen konfessionellen Verhältnisse, die sich seitdem noch verschärft haben, sehr genau. Es macht allerdings einen etwas eigentümlichen Eindruck, daß er Thatsachen von vor vierzig Jahren zur Illustration der Gegenwart herbeizieht; aber er beschränkt sich darauf nicht, sondern die Angelegenheit des Kandidaten Reichard und der Fall Stöck geben ihm Veranlassung, das Verhalten des Bischofs Korum einer eingehenden Kritik zu unterziehen. Insbesondere wirft er diesem vor, daß er als Zeuge im Prozeß Reichard, wo er verpflichtet war die ganze Wahrheit zu sagen, verschwiegen habe, daß Thomas von Aquino für Reliquien Christi, da dieser Gott sei, die Anbetung im eigentlichen Sinne verlange und nicht nur eine Verehrung, wie sie auch Kreaturen gewidmet werden dürfe. In einem Hirtenbriefe hatte Korum die „Liebe und Duldung“ der katholischen Kirche ins hellste Licht gestellt, indem er behauptete, daß diese niemanden von Gott und der ewigen Seligkeit ausschließe, der „im guten Glauben nach bestem Wissen und Gewissen die Gebote Gottes beobachte“. Beyschlag giebt dies Veranlassung, das dogmatische Gebiet zu betreten und dem Bischof den offiziellen Nachweis darüber zu liefern, wie die römische Kirche über die Ketzer lehre und denke. Er bezeichnet dabei Korum als „Affiliirten des Jesuitenordens,“ der der evangelischen Ketzerei ewige Feindschaft an den Altären geschworen und den Samen des Hasses gegen das evangelische Bekenntnis in sich aufgenommen habe „wie der Sohn des Hamilkar den Römerhaß“. In seinem letzten Fastenhirtenbriefe hatte der Bischof sich über die gemischten Ehen ausgesprochen; das Presbyterium bezeugte, daß in demselben wahrhaft Schönes und Erbauliches vorkomme. Beyschlag aber deckt die darin enthaltene geheime Polemik gegen die evangelische Kirche auf, die weder aus der Wahrheit noch aus der Liebe sei. Im Zusammenhang damit läßt er sich über die Siebenzahl der Sakramente, über die Ehe, über den Begriff der Kirche, über die Priester nach römischen Verständnis aus und zeigt, daß der Anspruch des römischen Bischofs, Nachfolger des „Apostelfürsten“ zu sein, weder mit der Schrift noch mit der Geschichte und mit der Wahrheit stimmt. Er schließt mit den Worten, daß das ganze römische System einst zusammenbrechen werde wie jener eherne Koloß mit den thönernen Füßen. Sein Fußgestell sei die geistige Unmündigkeit, die religiöse Traumgebundenheit der Massen. Wenn aber der Tag einer neuen religiösen Erweckung unsers Volkes kommen werde, dann würden die Pflanzen, die Gott nicht gepflanzt habe, ausgereutet werden.

Man kann den Mut und die Unerschrockenheit des Hallischen Professors bewundern und ausdrücklich anerkennen, daß die evangelische Kirche Deutschlands ihm zu großem Dank verpflichtet ist, und doch zweifelhaft sein, ob diese Art der Polemik gegenwärtig geboten und von Nutzen sei. Wir sind der Ueberzeugung, daß daraus kaum ein Vorteil und Segen erwächst. Auf evangelischer Seite weiß man, was von der „Liebe und Duldung“ der Ultramontanen zu halten ist. Meint Beyschlag aber, mit dieser offnen Sprache darüber hinaus Eindruck zu machen, etwa bei Staatsmännern und staatsmännisch Angehauchten und so eine Wendung in der Protektion der ultramontanen Interessen anzubahnen, so dürfte er sich doch täuschen. Bischof Korum selbst hat den ihm hingeworfnen Fehdehandschuh nicht aufgenommen; dagegen hat dies ein Professor an seinem Priesterseminar gethan. Aus seiner Antwort erkennt man dreierlei. Zuerst in welcher Weise dort die Polemik gegen die protestantischen Ketzer geführt wird. Man greift eine geringe Ungenauigkeit heraus, zerstückt sie nach allen Seiten, triumphirt dann mit großen Worten und verkündet der Welt, daß der Gegner bis auf den i-Punkt widerlegt sei. Professor Dr. Einig weiß sich auf seine Logik etwas zu gute zu thun, der gegenüber natürlich Beyschlag als ein Stümper erscheint. Gehts mit der Logik nicht, dann leugnet er einfach, verlangt vom Gegner Beweise und behauptet, daß diese nie zu erbringen seien. Oder irgend eine Kleinigkeit, die nicht völlig korrekt ist, giebt ihm Veranlassung, alles das als verkehrt hinzustellen, in dessen Zusammenhang jene sich vorfindet. Man erkennt aber weiter auch das aus der Antwort des Dr. Einig, daß dogmatische Kontroversen mit den kirchlichen Gelehrten jener Richtung nicht auszufechten sind. Bei ihnen ist eben Wissenschaft etwas andres als bei uns; vermöge der Scholastik vermag man alles zu beweisen, was im kirchlichen System seine Stelle hat, und mit dem scholastischen Dogma kann man bekanntlich die Geschichte, auch jede Wahrheit töten. Herr Einig weist auf die scholastische Wissenschaft hin und ruft stolz aus: „Sie, Herr Professor, sollten doch wissen, wie wir die Sakramentalität eines jeden der sieben Sakramente schon in den ersten Jahrhunderten nachweisen!“ Und wie grenzenlos unwissend sind diese protestantischen Professoren, die die Thorheit behaupten, daß das Neue Testament nichts von einem besondern Priesterstande wisse! Wenn ein katholischer Laie diese äußerst gelehrte Expektoration des Dr. Einig liest, so ist er aufs festeste überzeugt, daß dieser Beyschlag niemals den neutestamentlichen Brief an die Römer studiert hat. Einig fragt ihn: „Sie kennen ihn doch?“ Dieser Seminarprofessor kennt alle Werke protestantischer Gelehrten. Da hat Pfleiderer einmal gesagt, manche Worte Jesu im Matthäusevangelium müsse man als — katholisch bezeichnen. Daraus müßten Pfleiderer, Beyschlag und alle ketzerischen Gelehrten den Schluß ziehen: also müssen wir auch katholisch werden! Man sieht, gegen solche Gelehrsamkeit ist nicht aufzukommen. Aber der letzte Trumpf fehlt noch. In seinem „Leben Jesu“ und in seiner „Neutestamentlichen Theologie“ leugnet Beyschlag die „Präexistenz Jesu“ (so!), und doch hat er geschworen, den Glauben an Christus zu lehren. Was hat man also von ihm zu halten? Wie hoch steht doch die katholische Kirche, die Bewahrerin des echten Christentums!

Dieser letzte Angriff voll Unverstand und Bosheit hat Beyschlag hauptsächlich bewogen, dem Dr. Einig einen „Bescheid“ zu geben. Man kann sich denken, daß er mit ihm nicht fein säuberlich umgeht. „Sie mußten den Gegner in den Augen Ihrer Leser moralisch zu vernichten suchen, ein so frommer Zweck heiligte natürlich für Sie das Mittel. Aber Sie werden für Ihre Verleumdung dem Gott Rede stehen, dem Lügenmäuler ein Greuel sind, und dem wir Rechenschaft geben müssen von jedem unnützen Worte, das wir geredet haben. . . . Nein, es ist nicht möglich, daß ein System von solcher wissenschaftlichen und noch mehr sittlichen Bodenlosigkeit noch lange unsern deutschen Regierungen imponire, noch lange unser katholisches deutsches Volk beherrsche!“ Damit schließt Beyschlag diesen „Bescheid“, nachdem er auf alle einzelnen Streitpunkte noch einmal eingegangen ist, um dem Dr. Einig nachzuweisen, daß er mit seinen Behauptungen vor der Wissenschaft nicht bestehen könne.

Aber für diesen und seine Leute ists jedenfalls vergeblich gewesen; das sieht man aus der Erwiderung „Goliath-Beyschlag.“ Hierüber ist nicht weiter zu referieren, denn das Ganze ist ein widriges und gemeines Gepolter und Geschimpfe. Es beweist aufs schlagendste, daß die Basis zu einer wissenschaftlichen Auseinandersetzung nicht vorhanden ist. Nirgends ein Eingehen auf den Punkt der Kontroverse, auf den es ankommt und über den gestritten wird. Einig übt die bewundernswerte Kunst, aus jeder Verlegenheit durch eine Sophisterei zu entschlüpfen, seinem Publikum dabei Sand in die Augen zu streuen und den Gegner in den Schein der Unwissenheit oder Unlogik zu versetzen. Seine Disputirkunst könnte man sich als Spaßmacherei allenfalls gefallen lassen, wenn man nicht wüßte daß alle diese Chikanen und Malicen lediglich den Zweck verfolgen, die Wahrheit zu verdecken. Es beschleicht uns ein tief demütigendes Gefühl, wenn wir diese zur Verherrlichung der Unwahrheit geschriebne Broschüre durchlesen.

Auf diese zweite Schrift Einigs schien nun Schweigen die einzig richtige Antwort. Dennoch hat Beyschlag noch einmal erwidert mit einem zusammenfassenden Resumé für den aufrichtig prüfenden Leser, nicht in der Form weiterer Auseinandersetzung mit Herrn Einig. Es ist ihm in vorzüglicher Weise gelungen, die Streitpunkte und die Debatte darüber hier zusammenzufassen, sodaß wir nicht anstehen, dieser

letzten Broschüre Beyschlags weit den Vorzug vor den beiden ersten zu geben. Da hier der Gegner nicht angeredet wird, so empfindet man das Wohlthuende einer klaren und bestimmten Auseinandersetzung. Es ist empörend, wie solche Fehden von ultramontaner Seite ausgefochten werden. Einig hat mit größter Mühe alle verwertbaren Personalia über Beyschlag aufgetrieben, sodaß er stets imstande ist seine wissenschaftlichen Beweise, auf das Gebiet des Persönlichen hinüberzuspielen. Er erzählt, daß, als Beyschlag vor fünfzehn Jahren am Achensee in der Sommerfrische geweilt habe, ein lutherischer Pastor einem katholischen Priester gegenüber das schlimmste Verketzerungsurteil über den Hallischen Professor ausgesprochen habe. Beyschlag bemerkt dazu: „daß der nachmalige Kardinal Hergenröther — denn er war es — unmittelbar nach jenem Vernehmen auf mich zukam, um sich in kollegialer Weise mit mir bekannt zu machen, und dann hinterher jenem fanatischen Urteil zur Veröffentlichung verholfen hat, wird wohl für ihn charakteristischer sein als für mich“.

Es findet sich in dieser Brochüre auch manch treffendes dogmatisches Urteil. In einem Abschnitt finden wir eine treffliche Schilderung der Kontroverse über die Autorität der heiligen Schrift. Beyschlag fragt hier: „Wie steht gegenüber dem protestantischen Neben- und Miteinander von Glaube und Kritik der römische Katholizismus zur heiligen Schrift?.. Er bekennt ihre buchstäbliche Inspiration, er steht zu ihr gerade so scheintreu wie einst die Pharisäer zu Mosis Gesetz. Aber durch seine Menschensatzungen, durch seine „mündliche Tradition“ hat er sie — mediatisirt. Die Schrift wird ausgelegt nach der irrenden Tradition, die irrende Tradition aber nicht reformirt nach der Schrift. Zuletzt ist ein Papst gekommen, der auch die Tradition mediatisirte, indem er sprach: Die Tradition bin Ich! und nun ist ein unfehlbarer Mensch in Rom der Alleinherr der Schrift, der sie allein richtig auslegen kann.“ In acht Abschnitten hat Beyschlag die Streitpunkte in der That frappant vorgeführt.

Man darf sagen, daß in dem, was hier als Resultat festgehalten wird, doch eine Art Gewinn des Streits sich repräsentirt. Bei der letzten Kontroverse hat Einig den großartigen Mut gehabt, auf die Frage: ob auch ein Lasterknecht wie Papst Alexander VI. gleichzeitig das unfehlbare Organ des heiligen Geistes für Glauben und Sitte der Christenheit habe sein können? mit „Ja!“ zu antworten. Auch Judas sei als Apostel das Organ des heiligen Geistes gewesen und habe sogar Wunder gewirkt; Person und Amt sei zweierlei. Und doch sagt das apostolische Wort: „der sinnliche Mensch vernimmt nichts vom Geiste Gottes.“

Wenn wir freilich im allgemeinen an dieser ganzen Polemik nach Inhalt und Form kein Wohlgefallen finden konnten, so freuen wir uns dieser letzten Schrift Beyschlags umsomehr, als sie dem Triumpfgeschrei der Römlinge gegenüber nötig zu sein scheint. Selbstverständlich sorgen diese für die Glorifizirung des Herrn Einig. Nicht nur die Kölnische Volkszeitung und die Stimmen aus Maria-Laach preisen den großen Gelehrten, der die ketzerischen Professoren tot schlägt; nicht nur Bischof Korum hat seinen getreuen Ritter zum geistlichen Rat ernannt; auch die französische Zeitung l'Univers sekundirt mit den prächtigen Worten: „Beyschlag a trouvé son maître. Il a été battu à plate couture par le docteur Einig, professeur au seminaire de Trèves. M. Einig est aussi spirituel que savant.“ Wer könnte nun noch daran zweifeln?

Tn

(Zu dem ersten Artikel zur Judenfrage) in Nr. 10 ist nachzutragen: Sp. 225, Z. 10 v. u. lies statt dieses Jahres — 1893, Z. 9 v. u. vor bereits — im September, Z. 7 v. u. statt schon — zu gleicher Zeit. Das Zitat aus Marx, Sp. 227 muß heißen: Welches ist der weltliche Grund des Judentums? Welches der weltliche Kultus? Welches sein weltlicher Gott? So wenn man nach Caro zitiert. Vermutlich aber ist bereits dort weltlich Druckfehler für wirklich.

D H

Quittung

Bei Frau Pastor Ziegler in Liegnitz gingen für die Gemeinde Neu-Gawlow in Galizien an weiteren Gaben ein: 10 Mk. Ungenannt, Schwäbisch Hall; je 5 von R W, Gohlis; A P, Lippstadt; Dr. B, Graudenz; 3 von N N, Olbernhau; je 1 von B, Rottheim.

Bei der Redaktion ging auf die Herzliche Bitte in Nr. 7 der Chr. W. ein: 10 Mk. von Hs, 5 Mk. von R, Chemnitz.

Für die evangelische Kirche in Rom: 4,50 Mk. von B, Bernstein; 3 von R W, Berlin. Herzlichen Dank!

D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 11 der „Chronik der Christlichen Welt“

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Soeben erschien:

D. Willibald Beyschlag, Zur Kritik der neuen Agende. 4 Bogen gr. 8°. . . . . 1 Mark

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, auch gegen vorherige Einsendung des Betrages portofrei von der Verlagsbuchhandlung

Eugen Strien in Halle (Saale).

(Statt besonderer Anzeige)

Am 7. März starb meine geliebte treue Mutter

Frau **Lilli Schultz,**
geb. **Sauerbrey.**

Hannover u. Burgdorf b. Lesse in Braunschweig

Heinrich Schultz, cand. theol.

Knabenpensionat Pfarrkeßlar bei Gumperda i. Thür., prächtige, an Naturschönheiten reiche Gegend, liebevolle Erziehung und gewissenhafter Unterricht. **Dr. Bergner,** Pf.

Pianinos von 350 bis 1500 ℳ

Harmoniums, deutsche und amerik. Cottage-Orgeln (Estey) v. ℳ 80 an.

Flügel. Alle Fabrikate. Höchster Barrabatt. Alle Vorteile.

→ Illustr. Kataloge gratis. ←

Wilh. Rudolph
in **Giessen Nr. 162**
grösstes Piano-Versandt-Geschäft Deutschlands

Die Grenzboten

Zeitschrift für Politik, Litteratur und Kunst

53. Jahrgang

Postzeitungs-Nr. 2750. Vierteljährlich 9 Mark.

Nr. 11: Unsre deutschen Brüder in Oesterreich — Die Frauenfrage — Sir Joshua Reynolds und unsre moderne Kunstanschauung. Von Konrad Lange — Bilder aus dem Westen. Von E. Below. 9. Beim Verschollnen — Maßgebliches und Unmaßgebliches — Schwarzes Bret

Verlag von Reuther & Reichard in Berlin SW. 12

Die Begründung unsrer sittlich-religiösen Ueberzeugung von **Julius Köstlin.** IV, 124 S. gr. 8°. Mk. 2.—, in hübschem Kaliko geb. Mk. 2.80.

Das Leben des Freiherrn vom Stein von **Wilhelm Baur.** Dritte, durchgesehene Ausgabe. Mit dem Bildnis Steins. In rotem Leinwandband geb. Mk. 2.40.

Aus meinem Leben. Mitteilungen von Dr. **H. Martensen.** Drei Teile in einem Bande, mit dem Bildnis des Verfassers. Zweite, durchgesehene Auflage. VIII, 396 S. gr. 8°. Mk. 4.—, eleg. geb. Mk. 5.—.

Empfehlenswerte Konfirmationsgeschenke

aus dem Verlage von
C. A. Schwetschke und Sohn (Appelhans & Pfenningstorff)
in Braunschweig

Luthers Werke für das christliche Haus. Herausgegeben von Diakonus Lic. Dr. Buchwald, Professor D. Kawerau, Konsistorialrat Professor D. Köstlin, Pfarrer D. Rade, Pfarrer Ew. Schneider u. a. Acht Bände. Einfache Ausgabe. Preis: Mk. 13.50, geb. in Halbfranz Mk. 21.50. Ausführliches Namen- und Sachregister 90 Pf., geb. Mk. 1.80. Pracht-Ausgabe. Preis: Mk. 22.50, geb. in Halbfranz Mk. 34.50. Ausführliches Namen- und Sachregister Mk. 1.20, geb. Mk. 2.20.

Aus Geschichte und Kunst des Christentums. Abhandlungen zur Belehrung für gebildete Gemeindeglieder von Pastor Dr. Adolf Hasenclever. Preis Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—, in Liebhaberband Mk. 5.—.

Beiträge zur christlichen Erkenntnis für die gebildete Gemeinde. Aus Aufzeichnungen und Briefen von Prof. J. Hülsmann, weiland Religionslehrer am Gymnasium zu Duisburg. Neue, vermehrte Ausgabe. Mit biographischer Charakteristik und dem Bildnis des Verfassers. Preis Mk. 4.—, geb. Mk. 5.20.

Hiob. Von Eduard Reuß. Preis Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—.

Das Gleichnis vom verlornen Sohne. Von G. W. Schulze. Dem Christenvolke ans Herz gelegt und mit einer Zugabe in Liedern dargereicht. 10. Aufl. Preis Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—, mit Goldschnitt Mk. 3.50.

Ev. Pädagogium, Godesberg a. Rh.,

enthält Sexta bis Obersekunda des Gymnasial- und Realkursus, die Zöglinge sind zu je 10 verteilt auf 8 Anstaltshäuser, wo sie in den Familien ihrer Lehrer leben; dadurch individuelle Erziehung, gemütliche Anregung, energische wissenschaftliche Förderung auch bei schwächlichen Schülern ermöglicht. **19 Lehrer und Erzieher bei 106 Schülern.** Prospekt durch **Rektor Kühne**

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu eine Beilage von Gebrüder Hug & Co. in Leipzig